

Das Werk



Büste von Hedwig Maria Lep.

Sichtbild: Hallensleben.

20. April 1889 — 1939.

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIX. Jahrg.

Düsseldorf



April/Mai I 1939

Heft 4/5

Das Werk

XIX. Jahrg.

Düsseldorf, April/Mai I 1939

Heft 4/5

Große politische Leidenschaft ist ein köstlicher Schatz; das matte Herz der Mehrzahl der Menschen bietet nur wenig Raum dafür. Glückselig das Geschlecht, welchem eine strenge Notwendigkeit einen erhabenen politischen Gedanken auferlegt, der, groß und einfach, allen verständlich, jede andere Idee der Zeit in seinen Dienst zwingt.

Treitschke.

Vor sechzehn Jahren.

Houston Stewart Chamberlain, der Verfasser der „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“,
an Adolf Hitler.

Bayreuth, den 7. Oktober 1923.

Sehr geehrter und lieber Herr Hitler!

Sie haben alles Recht, diesen Überfall nicht zu erwarten, haben Sie doch mit eigenen Augen erlebt, wie schwer ich Worte auszusprechen vermag. Jedoch, ich vermag dem Drange, einige Worte mit Ihnen zu sprechen, nicht zu widerstehen. Ich denke es mir aber ganz einseitig - das heißt ich erwarte keine Antwort von Ihnen.

Es hat meine Gedanken beschäftigt, wieso gerade Sie, der Sie in so seltenem Grade ein Erwecker der Seelen aus Schlaf und Schlendrian sind, mir einen so langen erquickenden Schlaf neulich schenkten, wie ich einen ähnlichen nicht erlebt habe seit dem verhängnisvollen Augusttag 1914, wo das tückische Leiden mich befiel. Jetzt glaube ich einzusehen, daß dies gerade Ihr Wesen bezeichnet und sozusagen umschließt: der wahre Erwecker ist zugleich Spender der Ruhe.

Sie sind ja gar nicht, wie Sie mir geschildert worden sind, ein Fanatiker, vielmehr möchte ich Sie als den unmittelbaren Gegensatz eines Fanatikers bezeichnen. Der Fanatiker erhitze die Köpfe, Sie erwärmen die Herzen. Der Fanatiker will überreden, Sie wollen überzeugen, nur überzeugen - und darum gelingt es Ihnen auch; ja, ich möchte Sie ebenfalls für das Gegenteil eines Politikers - dieses Wort im landläufigen Sinne aufgefaßt - erklären, denn die Achse aller Politik ist die Parteiangehörigkeit, während bei Ihnen alle Parteien verschwinden, aufgezehrt von der Glut der Vaterlandsliebe. Es war, meine ich, das Unglück unseres großen Bismarck, daß er durch den Gang seines Schicksals - beileibe nicht durch angeborene Anlagen - ein bißchen zu sehr mit dem politischen Leben verwickelt ward. Möchte Ihnen dieses Los erspart bleiben!

Sie haben Gewaltiges zu leisten vor sich, aber trotz Ihrer Willenskraft halte ich Sie nicht für einen Gewaltmenschen. Sie kennen Goethes Unterscheidung von Gewalt und Gewalt! Es gibt eine Gewalt, die aus Chaos stammt und zu Chaos hinführt, und es gibt eine Gewalt, deren Wesen es ist, Kosmos zu gestalten; und von dieser sagt er: „Sie bildet regelnd jegliche Gestalt - und selbst im Großen ist es nicht Gewalt.“ In solchem Kosmosbildenden Sinne meine ich es, wenn ich Sie zu den auferbauenden, nicht zu den gewalttätigen Menschen gezählt wissen will.

Daß Sie mir Ruhe gaben, liegt sehr viel an Ihrem Auge und an Ihren Handgebärden. Ihr Auge erfaßt den Menschen und hält ihn fest, und es ist Ihnen eigentümlich, in jedem Augenblicke die Rede an einen Besonderen unter Ihren Zuhörern zu richten - das bemerkte ich als durchaus charakteristisch. Und was die Hände anbetrifft, sie sind so ausdrucksvoll in ihren Bewegungen, daß sie hierin mit den Augen wetteifern. Solch ein Mann kann schon einem armen geplagten Geist Ruhe spenden! Und nun gar, wenn er dem Dienste des Vaterlandes gewidmet ist. Mein Glaube an das Deutschtum hat nicht einen Augenblick gewankt, jedoch hat mein Hoffen - ich setze es - eine tiefe Ebbe erreicht. Sie haben den Zustand meiner Seele mit einem Schlage umgewandelt. Daß Deutschland in der Stunde seiner höchsten Not sich einen Hitler gebiert, das bezeugt sein Lebendigkeit; dergleichen die Wirkungen, die von ihm ausgehen; denn diese zwei Dinge - die Persönlichkeit und ihre Wirkung - gehören zusammen . . . Ich durfte billig einschlafen und hätte auch nicht nötig gehabt, wieder zu erwachen. Gottes Schutz sei bei Ihnen!

Houston Stewart Chamberlain



Büste von Friedrich Maria Ley.

Sichtbild: Gallenleber.



Das Rathaus in Prag.

Lichtbild: „Volk und Reich“.

„... dann wird Prag ein Wunder.“

Von Friedrich Bodenreuth.

Hier müßte ein Schwert stehen, wie ein in den Boden gerammtes stählernes Kreuz. Und eine Sense müßte darunterliegen, ein Hammer daneben und viel Ahren ringsum. Dann wären auch einem größeren Gehör die Glocken verständlich, die hier so seltsam über den Boden gehen, und jeder wüßte dann, daß das, wovon er nach einem inneren Befehl den Hut abnähme, deutsches Blut sei, und kein Mohn. Aber es steht kein Denkmal mit einer so deutlichen Sprache inmitten dieses weiten Talbeckens. Hier liegt bloß eine Stadt unter einem schwarzen Turm.

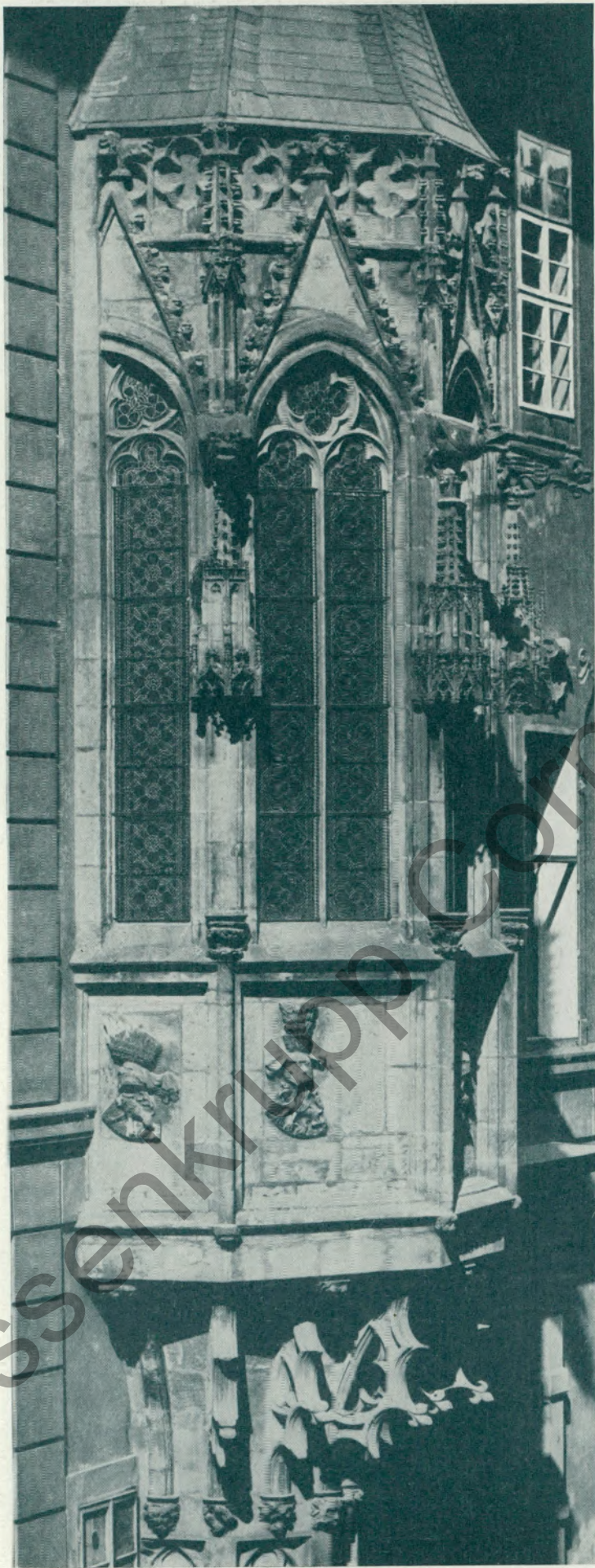
Die Stadt heißt Budweis.

Daß ihr Name auf den Markomannenfürsten Marbod zurückgehe, der hier ein Lager aufgeschlagen hätte, ist wohl nur eine Sage. Aber wer die Sage schält wie eine Nuß, findet den Kern, und er weiß dann, daß auch hier ununterbrochen Deutsche sitzen, seit den Zeiten, da tausend Jahre vor den Tschechen noch die Bojer im Lande lebten und es „Böheim“ hießen, da die germanischen Silingen „Schlesien“ den Namen gaben und die deutschen Quaden an der March wohnten und sich deshalb Marchwarer oder Mährer nannten. Wie nun seit diesen Zeiten bis auf den heutigen Tag die Moldau und die Mies, die Schwarzahwa und Zwittahwa und hundert andere Achen und Flüsse immer noch mit ihrem deutschen

Namen durch das Land rollen, so hat auch das deutsche Blut niemals durch diesen Boden zu fließen aufgehört.

Doch Blut ist nicht Wasser und bescheidet sich nicht für alle Ewigkeit mit einem Bett. Blut will sich seiner selbst bewußt werden, es lebt nur, wenn es sich bewährt. Und das kann das Blut nur im Widerstand und im Durchbruch zu neuen Bahnen.

Was tut es seinem Drang, wenn ein Anker, den es erst nur zu kurzem Halt versenkt hatte, sich einmal im Grunde verdingt und sich nicht lichten lassen will? Blut erlahmt nicht sobald wie der Arm eines Mannes, und Volksblut mißt die Zeit nicht mit Sand und Glas. Dem in Böhmen ankernden deutschen Blute machte es nichts aus, daß von der Zeit, als hier noch Markomanne Marbod Böhmen als dessen erster König beherrschte und damals in Bethlehem gerade ein heller Stern über der Geburt eines armen Knaben stand, der Anker noch fünfhundert Jahre lang hielt, nachdem jener Knabe schon längst gestorben war. Einmal stand das Volk dennoch auf. Von einer unsichtbaren Kraft gedrängt, zog es gegen Abend und Mittag, durchbrach den Wall der Berge und den Verhau des Urwalds und sah in ein neues Land. Zukunftsland ist heller als Ursprungsland, weil es unter den Gestirnen von Hoffnung und Wunsch liegt. Die aus Böheim kamen, gaben ihm deshalb einen hellen Namen und nannten es Bayern.



Chörlein
an der Alten Universität.

Lichtbild: Staatl. Bildstelle, Berlin.

Nun wäre es freilich verwunderlich, wenn es damals noch keine Treue gegeben hätte zu dem Boden, der fünfhundert Jahre gut genug gewesen war, Bleibe und Nahrung herzugeben. Wo denn auch diese Treue stärker war als der Drang zu neuen Laten, oder wo er sich veräuerte aus Genügsamkeit und Alter, dort blieben die Deutschen auf ihrer Scholle zurück und gaben den scheidenden Brüdern nur einen guten Gedanken mit auf den Weg. Schließlich war aber das Zurückbleiben genau so ein Wagnis wie das Vondannenziehen, denn das Schicksal steht überall, und je weniger Arme sind, desto härter müssen sie sein.

Die in Böhmen geblieben waren, hörten bald die Kunde, daß sich ein fremdes Volk in ihr Land vorkaste. Der Name dieses Volkes klang gell wie eine Drohung. Darob erhoben die deutschen Männer die Köpfe wie Hunde, die vor den Wohnungen liegen und die Ohren einem nahenden Schritte entgegenstipfen. Aber das Land war groß und weit, und zwischen Sippe und Sippe war noch viel Niemandsboden. Wenn Bären und Wölfe vor neuen Menschen weichen sollten, war es nur gut. Man brauchte also diesen Schritten nicht entgegenzugehen, solange sie nicht in die Gemarkungen der eigenen Notdurft einbrächen. Später aber mußten die Deutschen dann zu Spieß und Art und Schwert greifen, um den Zug der Awaren in eine geziemende Bahn zu weisen.

Die Wildheit in den fremden Gesichtern und die Schlachtschreie fochten sie nichts an, denn die Augen der Deutschen waren scharf wie das Schwert und ihre Fäuste hart wie die Art. Und wer auf sich vertraut, kann warten.

Aber die Gesichter der anderen Menschen, die von den Awaren mitgeschleppt wurden, deren Züge und Formen nicht von Awarenblut gebildet waren, die Striemen auf den Schultern der Männer, die Stricke, mit denen sie an die Schweife der Awarenperde gebunden waren, die Welkheit der Weiber mit den ergebenen Augen, auch

Astronomische Uhr
am Alten Rathaus.

Lichtbild: E. Naaf. Bildstelle, Berlin.

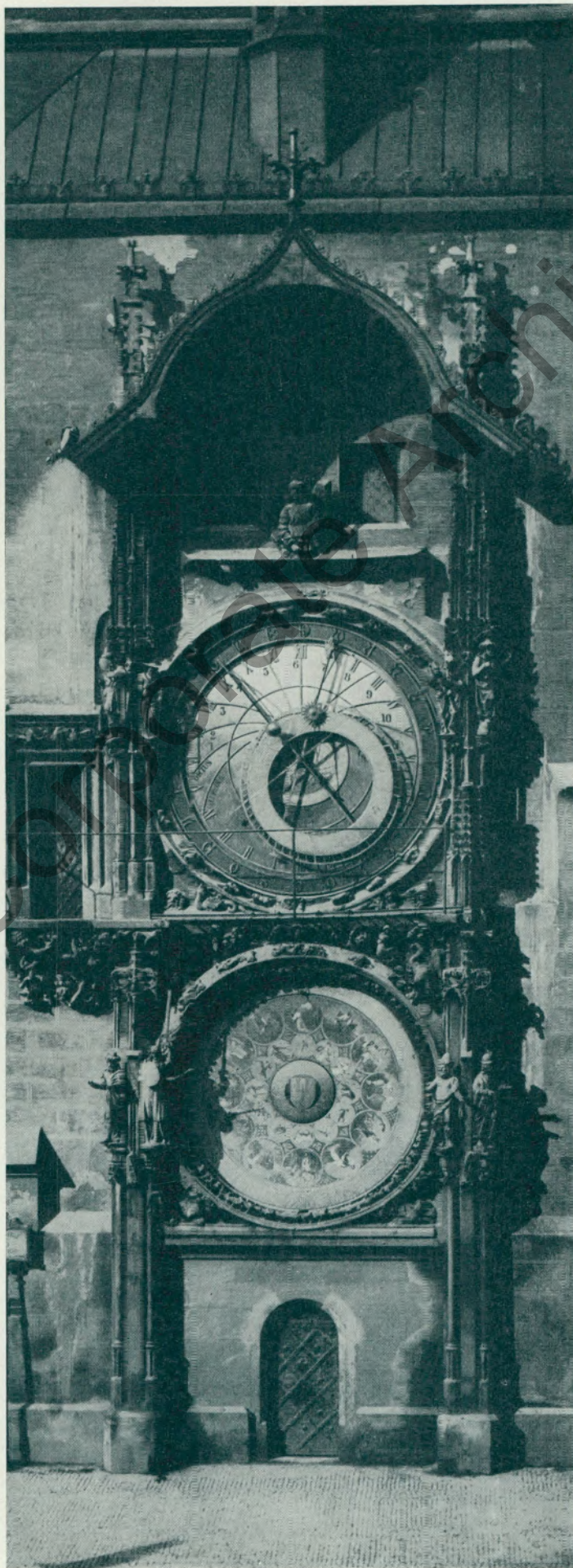
das bedroht zwar nicht Haus und Acker, nicht Gut und Leben. Aber das geht einen doch in einem anderen Sinne an und wird die Deutschen immer wieder angehen, wie damals bei den Tschechen, so mehr als tausend Jahre nachher bei den Buren und weiter, solange einer von ihnen noch auf der Erde steht. Wer die Freiheit liebt, setzt sich für die Freiheit ein, auch wenn sie nicht die seinige ist.

Den Kampf der verflawten Tschechen gegen ihre Zwingherren machten also die Deutschen zu ihrem eigenen. Bald brannte er gegen Morgen und Abend, gegen Mittag und Mitternacht, aber die Gemeinsamkeit der Not fand noch zu keiner Gemeinsamkeit der wehrenden Tat. Ein einziger Mann mußte sein, der den Ring schweißte und die Schwerter lenkte!

Aus Franken, aus dem senonagischen Gau, kam Samid nach Böhmeim, zunächst um die seltenen Waren zu tauschen, die seine Tiere auf den Rücken trugen. Er sah den Kampf, und er war der Mann. Und der deutsche Mann wurde dann der erste König über das tschechische Volk.

Von den Deutschen lernte das neue Volk, wie stark es macht, wenn die Sippen sich zu Gauen schließen, und wenn, nicht bloß vor dem Feinde, des besten Mannes einziger Wille über alle herrscht. Und das neue Volk sah den deutschen Pflug und nannte ihn Pflug. Da es ihn nahm, bereicherte es Hand und Sprache zugleich. Und es lernte erkennen, was ein Dank ist, und nannte ihn Dik. Aber es ist schon so mit dem Lehngut, daß man sich seiner gern entledigt, wenn es einem nicht mehr dient. Den Pflug hatte das neue Volk nicht mehr vergessen. Für den Dank sind aber tausend Jahre wohl eine allzu lange Zeit.

Nun gibt es ein zweifaches Heimweh. Denn die Sehnsucht nach dem Lande, in das man geboren wurde, in dem der Vater liegt und der Vatersvater, ist nicht alles. Heimat ist nicht nur Vergangenheit. Denn wie dein und mein Blut sich teilt, damit es neben einer brüderlichen Stütze in der Zukunft stehe, so bist auch du bloß ein Teil,





Týn kirche.

Lichtbild: „Volk und Reich“.

und neben dir liegt der Bruder vom Ahn und Urahn her. Heimat der Gegenwart, Heimat der Zukunft ist dein Volk. Aus der Erde nimmst du den Glauben, in dem Volke aber erwächst dir die Aufgabe und die Kraft der Zuversicht. Es gibt also auch ein Heimweh ins Volk.

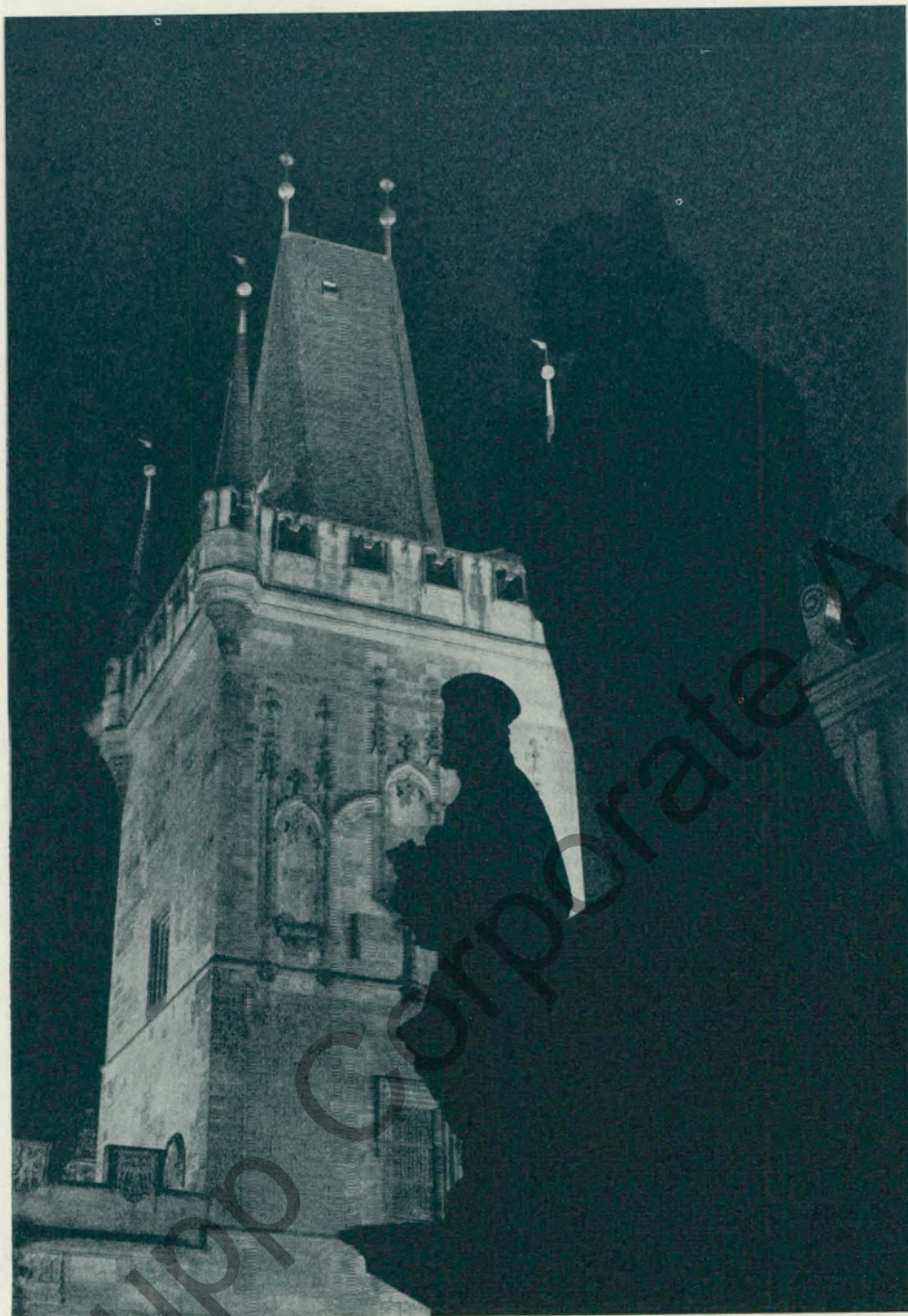
Steht nun dein Volk mit dir auf deiner Erde, dann bist du ganz zu Hause, und du hast es gut. Liegt dein Boden aber außerhalb deines Volkes, dann hast du eine Heimat, aber kein Vaterland. Ob du es nun weißt, was dir fehlt, oder nicht, du bist ruhelos und ein ewiger Sucher.

Von nun an sandten die Böhmer ihr Suchen zu den Brüdern nach Bayern hin. Und weil die Bayern stark und mächtig geworden waren und weil sie einen König hatten, dessen Name allein schon vor Ungemach wie ein Wall stand, und weil sie deshalb den Böhmemern nicht bloß einen Rat, sondern auch Beistand und Hilfe jedesmal auf den Heimweg

mitgeben konnten, stellten sich auch die Slawen in Böhmen und Mähren gern hinter den bayrischen Schild und damit unter den Stab des großen Karl.

Wohl riß sich einmal ein mährischer Herzog aus dieser Bindung und raffte in hundert Schlachten auch Böhmen mit sich. Zwentibald führte ein tapferes Schwert. Aber ein Volk lebt nicht allein im Krieg.

So geschah es denn, als Zwentibald gefallen war, daß der deutsche Reichstag zu Regensburg staunend einen Zug fremder Männer durch die Tore der Stadt eingehen sah. Ungezwungen und ungebeten, in der Freiheit des eigenen Willens, schritten hinter den Prager Fürsten Spitznaw und Bratislaw alle Herzöge der Böhmen im feierlichen Geleite vor den Thron und legten mit reichen Gaben ein Gelübde von Treue, Gehorsam, Zins und Kriegsdienst kniend vor Kaiser Arnolf hin. Und da der Kaiser sich erhob und als erbetene Gegengabe den



Brückenturm
der Karlsbrücke.

Lichtbild: „Volk und Reich“.

Tschechen Schutz und Hilfe gegen jeden inneren und äußeren Feind versprach, war Böhmen für immerdar als ein gleichberechtigtes Land ins heilige Reich getreten.

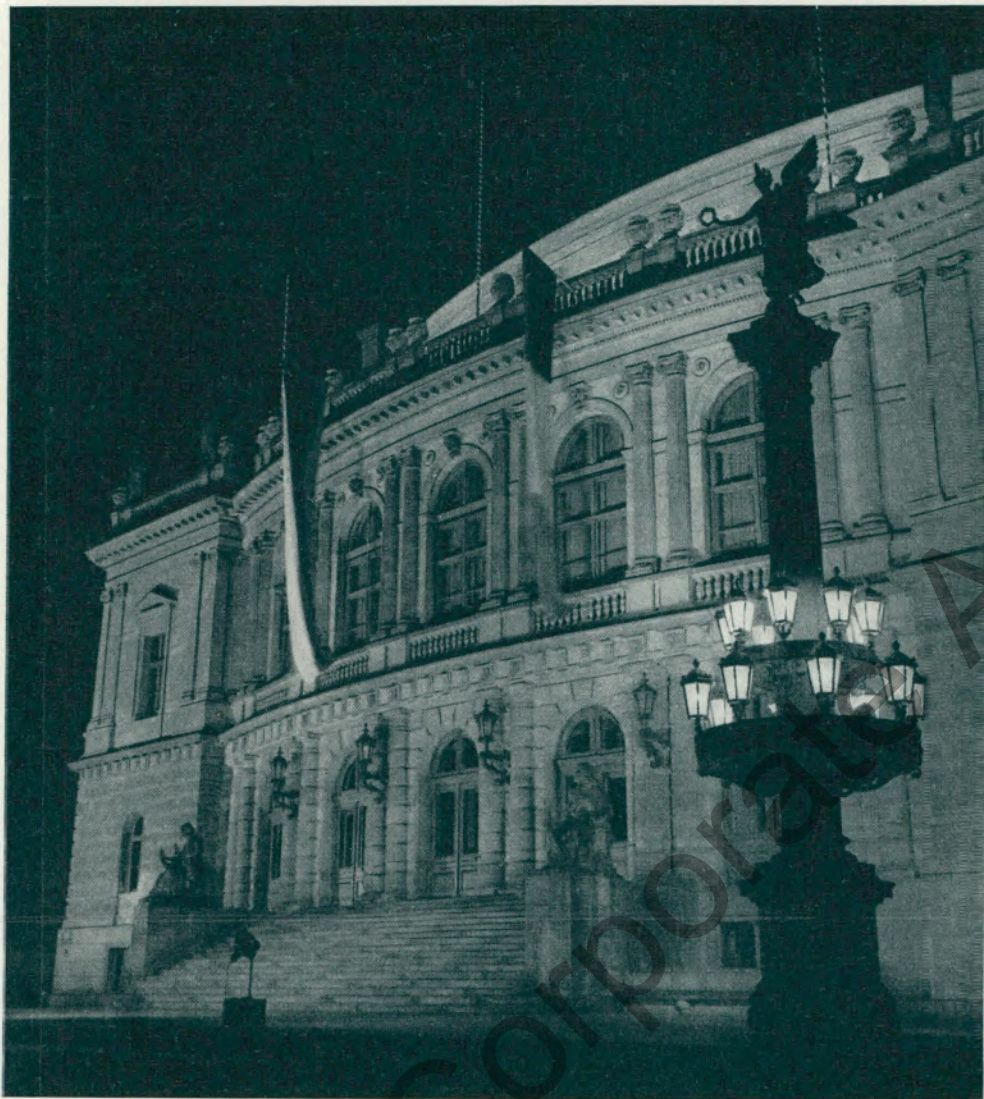
Die Tschechen zinsten, steuerten und leisteten dem Reich wohl viel, aber das Reich vergalt auch mit einem gerüttelten Scheffel. Hatte schon der vierte Heinrich dem Herzog Bratislav und dann der Rotbart dem Vladislav die Königswürde verliehen, so empfing sie Przemysl Ottokar erblich aus der Hand des Staufers Philipp, und der König von Böhmen war von nun an der oberste weltliche Kurfürst des deutschen Reiches.

Aber durch die Verleihung des höchsten Glanzes und des höchsten Rechtes sollten doch bloß die früher erteilten Gaben durch die Hand eines Lehrers gekrönt werden, der seinen Schüler nicht allein deshalb gern vor allen ausgezeichnet sieht, weil er in eitler Eigenliebe damit seine eigene Erzieherarbeit

verherrlichen will. Wer immer wieder gibt, sobald der Schüler nur begehrt, muß dem Schüler schon um seines Selbstes willen zugetan sein.

Und wie der Deutsche willig die Kenntnis hergab, wie der Pflug übers Feld geführt wird, wie man das Rind pflegt und das Brot bäckt, wie man das Haus richtig gegen Wind und Wetter stellt, wie man die Ahle führt und den Hammer und alles, was dem Handwerk dient, so ging der Deutsche auch überall dort selber hin, wo die Hand des Tschechen zu schwach schien oder zu unerfahren, und wo die härteste Faust nötig war, dem Urwald einen Ackerboden abzugewinnen oder die Erze aus den Steinen zu reißen.

Und der Deutsche kam, wann und von wo immer ihn die böhmischen Könige riefen, und baute die Städte vor das sturmende tschechische Volk. Aber er baute sie nicht bloß in die Gebirge, auf den Boden hin, dessen Härte vom Tschechen



Parlament.
Lichtbild: „Volk und Reich“

gemieden wurde, nicht nur in die Inseln seiner deutschen Sprache, sondern auch in das slawische Gebiet hinein. Beraun und Chrudin, Hohenmaut und Jermer, Nimburg und Königgrätz, Königinhof und Melník, Pribram und Schlau und Laus und Tschaslau und Schüttenhofen und Pilsen und Prognitz und Brünn und Bielik und Teschen und die vielen anderen alle — es gibt keinen Aem, der in einem Zuge nannte, was die geschaffen haben, die auch Kolin erbauten und es benannten nach Köln am Rhein.

Und Prag!

Mütterchen wird diese Stadt von den Tschechen geheissen. Die Deutschen aber schenkten ihr eine Liebe, wie sie tief und schmerzreich nur einem Kinde gegeben wird. Denn deutsche Arbeit legte die Steine zum Grunde der Stadt, aus deutschem Fleische wuchs sie empor, und deutsch begrüßten noch ihre Bürger König Johanns Einzug und deutsch die Gattin, die sich der vierte Karl aus Frankreich holte. Die deutschen Türme von Lehn lesen die unvergängliche Handschrift des deutschen Bruders in den Steinen der Kirche von Sankt Nikolas jenseits der deutschen Brücke, und der Turm des Domes auf dem Burgberg schreibt zugleich mit dem Namen eines Baumeisters aus Schwaben eine ewige Wahrheit in den Himmel über diese Stadt. Die Säule des Rolands verkündet, welches Recht in diesen Mauern herrschte, wo Reinmar von Zweter nach dem Vogelweider die besten Sprüche schrieb und Ulrich von Eschenbach seine großen Epen dichtete,

und wo von den Kanzleien der Luxemburger jene Sprache ausging, die über Kursachsen dann zu Martin Luther auf die Wartburg fand.

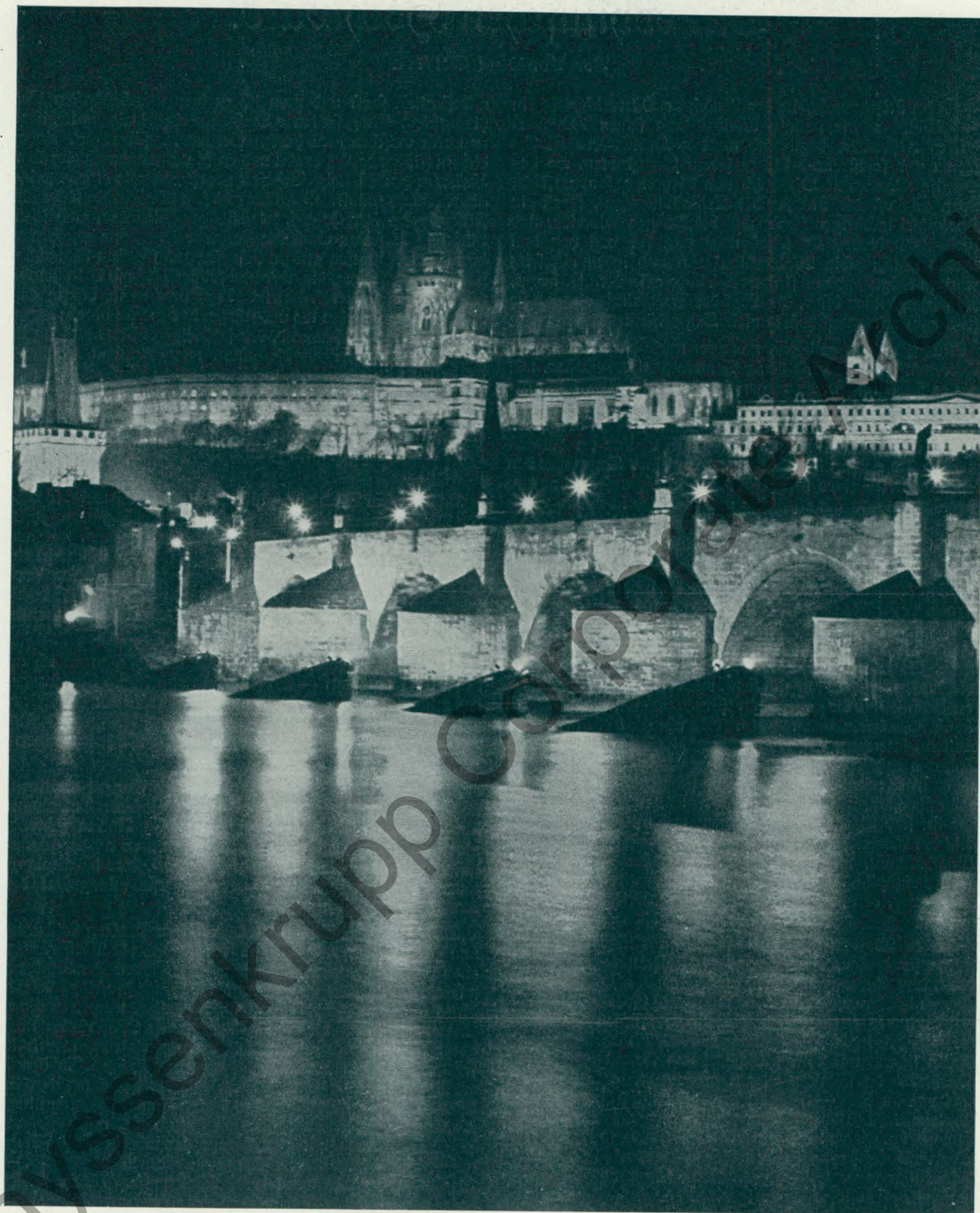
Und es bleibt immer ihr deutsches Prag durch alle Jahrhunderte nachher, auch wenn sie Gut und Leben für diese Liebe lassen müssen. Denn Prag ist auch Haß.

Am furchtbarsten ist der Haß, wenn er aus maßloser Liebe entspringt, die nicht teilen will und sich nicht bescheiden kann. Die Tschechen wollten ihr Mütterchen für sich allein und kämpften ebenso tapfer dafür und setzten Blut ein, wie die Deutschen für ihr Kind.

So ist Not und Tod und Glend im goldenen Prag.

Aber immer, wenn die Deutschen schon selbst an ihr Ende glauben wollen, und wenn schon ihre Letzten gebeugt durch die Straßen und über das vergessene Blut gehen wie über einen Friedhof und durch die Reihen von Gräbern, dann wird Prag ein Wunder.

Denn wenn im weiten böhmischen Land die schwermütigen Lieder eingeschlafen sind, wenn die Linden still wurden und das Korn ruht, und wenn auch unter den hundert Türmen das Leben endlich schweigt, dann wachen die Steine und Mauern auf und reden mit deutschem Munde in Prag. Und unter ihren Zaubersprüchen und Formeln steht immer wieder das deutsche Leben auf, denn das Leben in Liebe ist wie die Liebe selbst und hört nimmer auf.



„Deutsche Arbeit legt die Steine zum Grunde der Stadt,
aus deutschem Fleiß wuchs sie empor“.

Lichtbild: „Volk und Reich“.

Im böhmischen Hochwald.

Von Adalbert Stifter.

An der Mitternachtseite des Ländchens Oesterreich zieht ein Wald an die dreißig Meilen lang seinen Dämmerstreifen westwärts, beginnend an den Quellen des Flusses Thaya und fortstrebend bis zu jenem Grenznoten, wo das böhmische Land mit Oesterreich und Bayern zusammenstößt. Dort, wie oft die Nadeln bei Kristallbildungen, schoß ein Gewimmel mächtiger Joche und Rücken gegeneinander und schob einen derben Gebirgsstock empor, der nun von drei Landen weithin sein Waldesblau zeigt und ihnen allerseits wogiges Hüggelland und strömende Bäche absendet. Er beugt, wie seinesgleichen öfter, den Lauf der Bergeslinie ab, und sie geht dann mitternachtwärts viele Tagereisen weiter.

Möchte es uns gelingen, nur zum tausendsten Teile jenes schwermütig schöne Bild dieser Waldtale wiederzugeben, wie wir es selbst im Herzen tragen seit der Zeit, als es uns gegönnt war, dort zu wandeln und einen Teil jenes Doppelfraumes dort zu träumen, den der Himmel jedem Menschen einmal und gewöhnlich vereint gibt, den Traum der Jugend und den der ersten Liebe. Er ist es, der eines Tages aus den tausend Herzen eines hervorhebt und es als unser Eigentum für alle Zukunft als einzigstes und schönstes in unsere Seele prägt, und dazu die Fluren, wo es wandelte, als ewig schwebende Gärten in die dunkle, warme Zauberphantasie hängt!

Wenn sich der Wanderer von der alten Stadt und dem Schlosse Krumau, dieser grauen Witwe der verbliebenen Rosenberger, westwärts wendet, so wird ihm zwischen unscheinbaren Hüggeln bald hier, bald da ein Stück Dämmerblau hereinscheinen, Gruß und Zeichen von draußen ziehendem Gebirgslande, bis er endlich nach Ersteigung eines Kammes nicht wieder einen andern vor sich sieht, wie den ganzen Vormittag, sondern mit eins die ganze blaue Wand, von Süd nach Norden streichend, einsam und traurig. Sie schneidet einfarbig mit breitem, lotrechten Bande den Abendhimmel und schließt ein Tal, aus dem ihn wieder die Wasser der Moldau anglänzen, die er in Krumau verließ; nur sind sie hier noch jugendlicher und näher ihrem Ursprunge. Im Tale, das weit und fruchtbar ist, sind Dörfer herumgestreuet, und mitten unter ihnen steht der kleine Flecken Oberplan. Die Wand ist obgenannter Waldesdam, wie er eben nordwärts beugt, und daher unser vorzüglichstes Augenmerk. Der eigentliche Punkt aber ist ein See, den sie ungefähr im zweiten Drittel ihrer Höhe trägt.

Dichte Waldbestände der eintönigen Fichte und Föhre führen stundenlang vorerst aus dem Moldautale empor, dann folgt, dem Seebache sacht entgegensteigend, offenes Land; — aber es ist eine wilde Lagerung zerrissener Gründe, aus nichts bestehend als tiefschwarzer Erde, dem dunklen Totenbette tausendjähriger Vegetation, worauf viele einzelne Granitfugeln liegen, wie bleiche Schädel von ihrer Unterlage sich abhebend, da sie vom Regen bloßgelegt, gewaschen und rundgerieben sind. — Ferner liegen noch da und dort das weiße Gerippe eines gestürzten Baumes und angeschwemmte Klöße. Der Seebach führt braunes Eisentwasser, aber so klar, daß im Sonnenscheine der weiße Grundsand glitzert wie lauter rötlich heraufschimmernde Goldkörner. Keine Spur von Menschenhand, jungfräuliches Schweigen.

Ein dichter Anflug junger Fichten nimmt uns nach einer Stunde Wanderung auf, und von dem schwarzen Samte seines Grundes herausgetreten, steht man an der noch schwärzern Seesfläche.

Ein Gefühl der tiefsten Einsamkeit überkam mich jedesmal

unbesieglich, sooft und gern ich zu dem märchenhaften See hinauffstieg. Ein gespanntes Tuch ohne eine einzige Falte, liegt er weich zwischen dem harten Geklippe, gesäumt von einem dichten Fichtenbunde, dunkel und ernst, daraus manch einzelner Urstamm den ästelosen Schaft emporstrebt, wie eine einzelne altertümlische Säule. Gegenüber diesem Waldbunde steigt ein Felsenheater lotrecht auf, wie eine graue Mauer, nach jeder Richtung denselben Ernst der Farbe breitend, nur geschnitten durch zarte Streifen grünen Mooses und sparsam bewachsen von Schwarzföhren, die aber von solcher Höhe so klein herabsehen wie Rosmarinkräutlein. Auch brechen sie häufig aus Mangel des Grundes los und stürzen in den See hinab; daher man, über ihn hinschauend, der jenseitigen Wand entlang in gräßlicher Verwirrung die alten, ausgebleichten Stämme liegen sieht, in traurigem, weißleuchtendem Verhaß die dunklen Wasser säumend. Rechts treibt die Seewand einen mächtigen Granitgiebel empor, Blockstein geheizen; links schweift sie sich in ein sanftes Dach herum, von hohem Tannenwald bestanden und mit einem grünen Tuche des feinsten Mooses überhüllet.

Da in diesem Becken buchstäblich nie ein Wind weht, so ruht das Wasser unbeweglich, und der Wald und die grauen Felsen und der Himmel schauen aus seiner Tiefe heraus, wie aus einem ungeheuern schwarzen Glasspiegel. Über ihm steht ein Fleckchen der tiefen, eintönigen Himmelsbläue. Man kann hier tagelang weilen und sinnen, und kein Laut stört die durch das Gemüt sinkenden Gedanken, als etwa der Fall einer Tannenfrucht oder der kurze Schrei eines Geiers.

Oft entstieg mir ein und derselbe Gedanke, wenn ich an diesen Gestaden saß: — als sei es ein unheimlich Natursauge, das mich hier ansehe — tiefschwarz — überragt von der Stirne und Braue der Felsen, gesäumt von der Wimper dunkler Tannen — drin das Wasser regungslos wie eine versteinerte Träne.

Rings um diesen See, vorzüglich gegen Bayern ab, liegen schwere Wälder, manche nie besuchte, einsame Talkrümme samt ihren Bächlein zwischen den breiten Rücken führend, manche Felsenwand schiebend mit den tausend an der Sonne glänzenden Glitzern und manche Waldwiese dem Tagesglanze unterbreitend, einen schimmernden Versammlungssaal des mannigfachsten Wildes.

Dieses ist der eine der zwei obbemerkten Punkte. Lasset uns nun zu dem andern übergehen. Es ist auch ein Wasser, aber ein freundliches, nämlich das leuchtende Band der Moldau, wie es sich darstellt von einem Höhenpunkt desselben Waldzuges angesehen, aber etwa zehn Wegestunden weiter gegen Sonnenaufgang. Durch die durstblauen Waldrücken noch glänzender, liegt es geklemmt in den Talwindungen, weithin sichtbar, erst ein Lichtfaden, dann ein flatternd Band und endlich ein breiter Silbergürtel, um die Wölbung dunkler Waldesbusen geschlungen — dann, bevor sie neuerdings schwarze Tannen- und Föhrenwurzeln neßt, quillt sie auf Augenblicke in ein liches Tal hervor, das wie ein zärtlich Auge aufgeschlagen ist in dem ringsum trauernden Waldesdunkel. — Das Tal trägt dem wandernden Waldwasser gastliche Felder entgegen und grüne Wiesen, und auf einer derselben, wie auf einem Sammetkissen, einen kleinen Ort mit dem schönen Namen Friedberg. — Von da, nach kurzem Glanze, schießt das Wellensilber wieder in die Schatten erst des Jesuitewaldes, dann des Kienberges und wird endlich durch die Schlucht der Teufelsmauer verschlungen.



Lichtbild: Helga Glasner.

Im Industriegebiet Mährisch-Ostrau.

Streifzug durch die böhmisch-mährische Wirtschaft.

Von Dr. Wolfgang Homberg.

Die politischen Entscheidungen im früheren tschechoslowakischen Raum sind gefallen. Die möglichst reibungslose wirtschaftliche Einfügung des Protektorats in das großdeutsche Wirtschaftsgebiet steht nunmehr als wichtigste Aufgabe im Vordergrund. Das Bild, das der Verfasser, Mitarbeiter der volkswirtschaftlichen Abteilung der Vereinigte Stahlwerke AG., nachstehend von der böhmisch-mährischen Wirtschaft und insbesondere der Kohle- und Eisenwirtschaft entwirft, dürfte daher bei unsern Lesern besonderes Interesse finden.

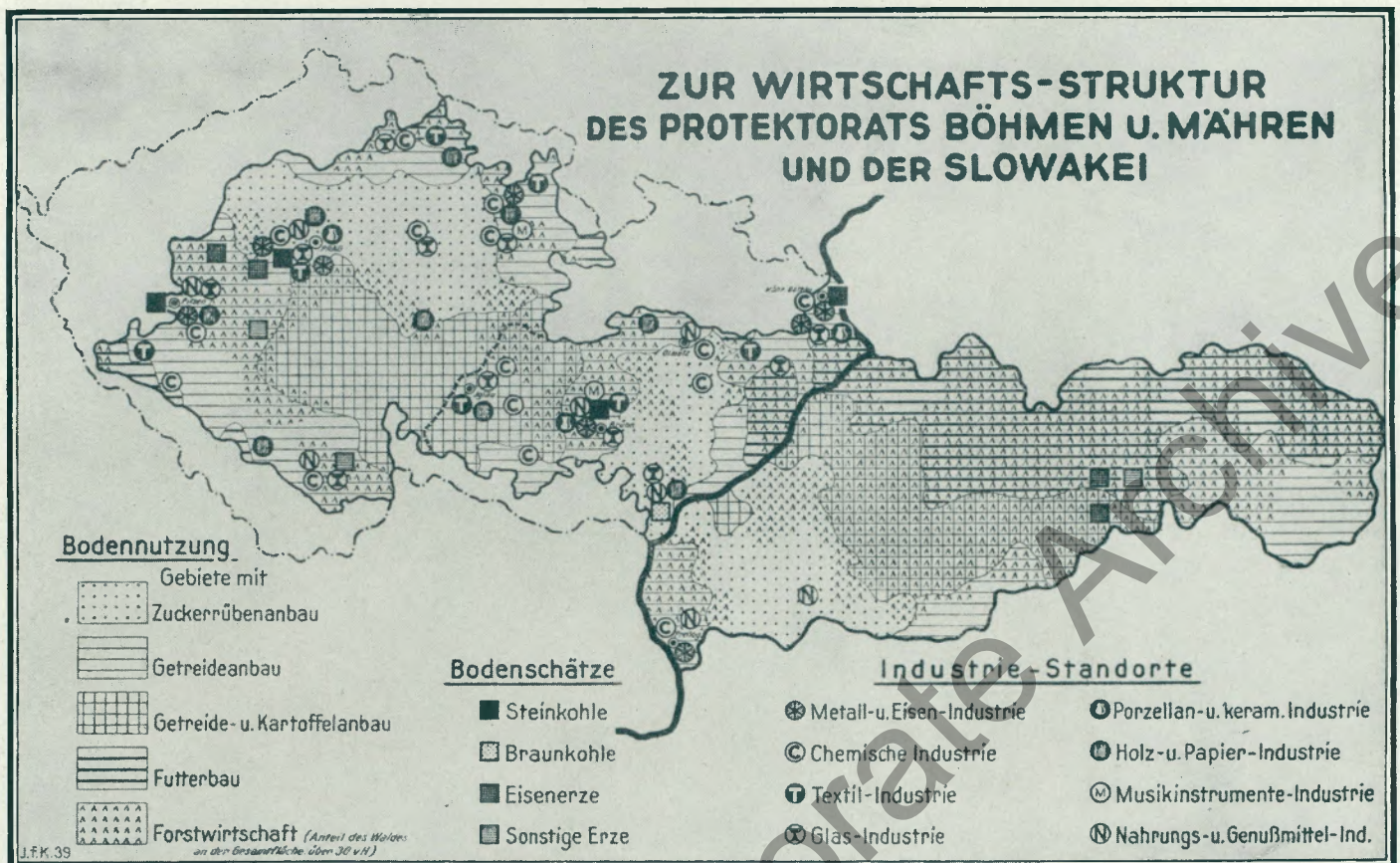
Fast genau ein Jahr nach der Heimkehr der Ostmark ins Reich, kaum ein halbes nach der Eingliederung des Sudetengebiets, sind nun auch die historischen Länder Böhmen und Mähren als Protektorat in die Obhut des Reiches genommen worden. Mit diesem gewaltigen Erfolg der Außenpolitik des Führers wird die deutsche Wirtschaftspolitik erneut vor eine Aufgabe von größter Tragweite gestellt. Es gilt, ein Gebiet von fast 50 000 Quadratkilometer mit einer Bevölkerung von 6,8 Millionen, ein Gebiet mit starker und vielfältiger Industrialisierung, aber auch mit hochentwickelter landwirtschaftlicher Kultur in den Kreislauf des großdeutschen Wirtschaftskörpers einzubeziehen, der damit innerhalb Jahresfrist einen Zuwachs von 160 000 Quadratkilometer, also um fast ein Drittel, der Bevölkerungszahl nach einen Gewinn von 17 Millionen, also etwa einem Viertel, erfahren hat.

Auch dieser dritte große Eingliederungsvorgang innerhalb kurzer Zeit wird gegenüber den beim Anschluß der Ostmark und des Sudetengebiets gestellten Problemen seine Besonderheiten aufweisen und eine Fülle wirtschaftspolitischer, produktionspolitischer und rohstoffpolitischer Fragen aufwerfen. Ihre Lösung wird in mancher Hinsicht dadurch erleichtert,

daß der böhmisch-mährische Raum einschließlich der Sudetenländer mit der Ostmark jetzt wieder zu der Einheit zusammengefaßt wird, wie sie vor dem Kriege bestanden hat. Die gegenseitige wirtschaftliche Verflechtung und Befruchtung, die diesen Gebieten einst zu wirtschaftlicher Blüte verholfen hat, wird, gefördert durch den Einbau in den großdeutschen Wirtschaftsraum, jetzt aufs neue ihre segensreichen Wirkungen ausüben können. In der Nachkriegszeit aufgebaute Zollmauern und damit die unwirtschaftliche Aufspaltung Mitteleuropas in kleine, unrationell arbeitende Wirtschaftsräume verschwinden. Die Einheit eines von der Natur vorgezeichneten Verkehrs- und Wirtschaftsgebiets ist wieder hergestellt. Im Rahmen einer neuen mitteleuropäischen Ordnung, aber auf dem Boden der alten Schicksalsgemeinschaft werden wirtschaftliche Grundlagen und Kräfte, die organisch zusammengehören, künftig zur vollen Entfaltung kommen können.

Was bringen uns nun die böhmisch-mährischen Länder in wirtschaftlicher Hinsicht?

In seinen Grundlinien unterscheidet sich die Wirtschaftsstruktur des Protektorats nur wenig von der des Altreichs.



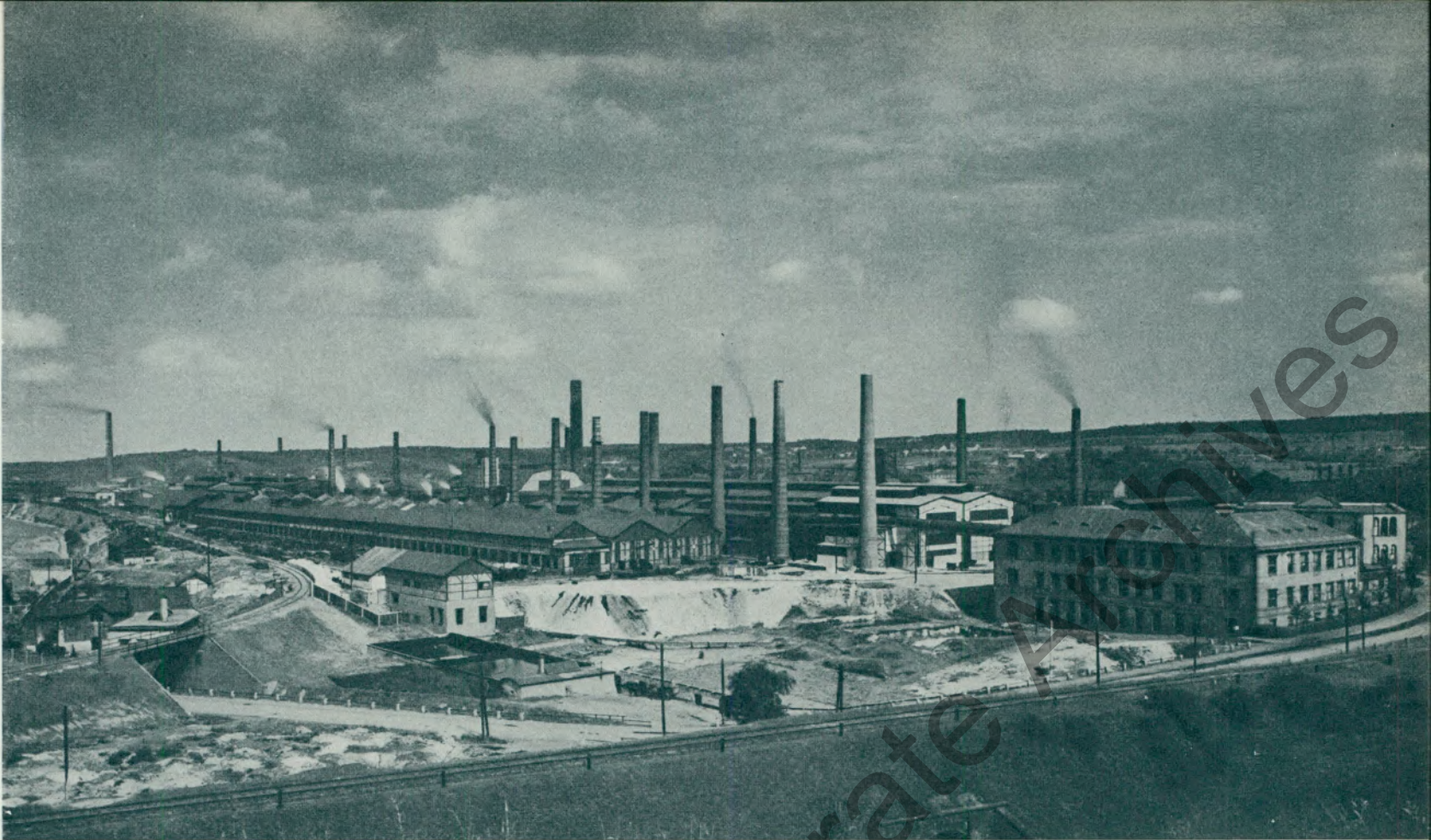
Ähnlich wie hier bildet die Industrie mit 38% aller Berufszugehörigen (im Altreich 39%) den bedeutendsten Erwerbszweig. Die Landwirtschaft ist mit 28% aller Berufszugehörigen etwas stärker vertreten als im Altreich (21%). Das ändert freilich nichts daran, daß die deutsche Versorgungslage in Nahrungsmitteln keine Erleichterung erfahren wird. Wenn auch der Anbau von Getreide, Kartoffeln und vor allem Zuckerrüben — an denen wir im Altreich selbst Überfluß haben — in den teilweise äußerst fruchtbaren Landstrichen an der Elbe und March eine recht bedeutende Rolle spielt, so ist das Protektorat doch, wenn auch in engen Grenzen, landwirtschaftliches Zuschußgebiet. Ähnliches gilt auch von der Rohstofflage. Zwar sind einige recht bedeutende Erz- und vor allem Kohlenvorkommen — von denen nachher noch zu sprechen sein wird — vorhanden, aber im ganzen ist das Protektorat arm an Bodenschätzen. Die Vorkommen an Buntmetallen und Erdöl sind ganz unbedeutend. Auch Textilrohstoffe und chemische Grundstoffe fehlen vollkommen. Die böhmisch-mährische Industrie ist also ebenso wie die des Altreichs auf Rohstoffeinfuhr angewiesen, und alles in allem bleibt die wirtschaftliche Gesamtstruktur des großdeutschen Reichs die eines vielseitigen Veredelungslandes, das zwar breite landwirtschaftliche Erzeugungsgrundlagen und wertvolle Rohstoffvorkommen besitzt, für das aber unverändert die Notwendigkeit fortbesteht, sich die Mittel zur Beschaffung des ihm Fehlenden durch ausreichende Ausfuhr zu sichern.

Hierfür steht nun auch in Böhmen und Mähren ein hochentwickelter und technisch gut ausgestatteter Industrieapparat zur Verfügung, dessen Leistungsfähigkeit und Vielseitigkeit die deutschen Wirtschaftskräfte um ein bedeutendes Stück mehr werden wird. Namen, die jedermann geläufig sind: Wittkowitz, Skoda, Bata-Schuhe und Pilsener Bier kennzeichnen diesen eigentlichen Schwerpunkt des wirtschaftlichen Zuwachses.

Sie deuten auch schon darauf hin, daß, während es im Herbst — abgesehen von den Braunkohlenvorkommen und etwas chemischer und eisenverarbeitender Industrie — ganz überwiegend reine Verbrauchsgüterindustrie, wie Textilindustrie, Glas-, Porzellan- und Musikinstrumentenindustrie waren, die mit dem Sudetenland zu Deutschland kamen, diesmal die zu uns stoßenden Produktionskräfte sehr viel weniger einseitig verteilt sind. Nicht nur ist das Verhältnis der industriellen und agrarischen Erzeugung weit ausgeglichener, es steht auch innerhalb der reich gegliederten Verarbeitungsindustrien die eisen- und metallverarbeitende Industrie, also die Erzeugung von Investitionsgütern, weitaus an erster Stelle vor den — sicherlich auch recht bedeutenden — Fertigwarenindustrien, wie Textilien, Bekleidung, Schuhe und Nahrungs- und Genussmittelindustrien, wie Zuckerraffinerien und Brauereien. Darüber hinaus sind auch auf dem Gebiete der Montanindustrie, vor allem der eisenschaffenden Industrie, bedeutende Gewinne zu verzeichnen. Es bedarf keiner Erläuterung, wie erwünscht und bedeutsam gerade der Zuwachs in diesem Wirtschaftssektor bei der angespannten Erzeugungs- und Versorgungslage des Altreichs ist. Er sei deshalb nachstehend mitsamt den Rohstoffgrundlagen in den Vordergrund der Betrachtung gestellt.

Die alte Tschechoslowakei war hinsichtlich des wichtigsten Grundstoffs der modernen Industriewirtschaft, der Steinkohle, nicht nur Selbstversorger, sondern konnte sogar in den letzten Jahren 10 bis 12% der Förderung exportieren. Diese in dem kohlenarmen südöstlichen Europa recht bedeutungsvolle rohstoffpolitische Position wurde durch die Gebietsabtretungen im Herbst stark beeinträchtigt. Von der Steinkohlenförderung des Jahres 1937* in Höhe

* Alle nachfolgenden Produktions- und Förderzahlen beziehen sich, soweit nicht anders angegeben, auf das Jahr 1937.



Lichtbild: Archibis „Der Vierjahresplan“

Edelstahlwerk Kladno der Poldihütte, Prag.

von 16,8 Millionen Tonnen sind damals 9,2 Millionen Tonnen verlorengegangen. Auch wenn man berücksichtigt, daß die abgetretenen Gebiete hochindustrialisiert und große Kohlenverbraucher sind, reicht die dem jetzigen Protektorat verbliebene Förderung von 7,5 Millionen Tonnen nicht aus, um den verringerten Eigenbedarf zu decken. Die bisherigen Ausführüberschüsse, die sich 1937 auf 1 Million Tonnen beliefen, haben sich in einen mindestens ebenso hohen Zuschußbedarf verwandelt. Durch die Einbeziehung von Böhmen-Mähren in den großdeutschen Wirtschaftsraum sind die durch diese ungünstige kohlenwirtschaftliche Situation aufgeworfenen Probleme naturgemäß hinaufgelassen worden.

Das bei weitem wichtigste Vorkommen in den alten wie in den neuen Grenzen ist der Förderung und noch mehr den Vorräten nach das zwischen Oder und Elbe gelegene Ostrau-Karwiner Kohlenbecken, die südwestliche Fortsetzung des großen oberschlesischen Kohlengürtels. Nach Abtretung des zwar kleinen, wirtschaftsgeographisch und mehrwirtschaftlich aber um so wertvolleren Karwiner Industriegebietes verblieben in den neuen Grenzen von den auf 4,7 Milliarden Tonnen geschätzten Vorräten nur etwa die Hälfte, von der früheren Förderleistung von 12,9 Millionen Tonnen nur etwa 37% = 4,8 Millionen Tonnen. Der Hauptgewinner war Polen; aber auch Deutschland waren zwei kleinere Schächte mit mehreren hunderttausend Tonnen Förderung zugefallen. Diese Verluste waren um so schwerwiegender, als aus der hochwertigen Ostrauer Kohle ein vorzüglicher Hüttenkoks hergestellt wird, dessen Qualität bestem deutschen Ruhrkoks nichts nachsteht. Die Kokereien des dortigen Bezirks — es waren die einzigen der Tschechoslowakei, da die Kohle der übrigen Reviere sich zur Verkokung nicht eignet — sind allerdings von der Gebietsbereinigung weniger betroffen worden. Von der Kokszeugung entfallen nur 1,2 Millionen Tonnen auf das neupolnische Ge-

biet, während innerhalb der heutigen Protektoratsgrenzen 2,1 Millionen Tonnen hergestellt wurden. Die Versorgung der böhmisch-mährischen Hüttenwerke dürfte mit diesen verbliebenen Kapazitäten im wesentlichen sichergestellt sein.

Erheblich geringere Bedeutung — auch in qualitativer Hinsicht — haben demgegenüber die Vorkommen von Kladno, Pilsen, Schazlar und Oslavanny. Berücksichtigt man, daß bei Abtretung des Sudetengebiets aus diesen Bezirken etwa 1 Million Tonnen Förderleistung zu Deutschland gekommen war, so errechnet sich für sie eine Gewinnung von 2,7 Millionen Tonnen. Das Protektorat bringt uns damit einen Zuwachs von insgesamt 7,2 Millionen Tonnen Steinkohlenförderung, der allerdings noch nicht 4% der bisherigen deutschen Förderung ausmacht, während sich der Bevölkerungszuwachs auf nahezu 9% beläuft. Die Vorräte erreichen wenig mehr als 2,5 Milliarden Tonnen, während im Altreich die sicheren Vorkommen mit stark 80 Milliarden berechnet wurden.

Im Gegensatz zu den Kohlenvorkommen reichten die Eisenerzlagertstätten schon im Gebiet der früheren Tschechoslowakei zur Deckung des Eigenbedarfs nicht aus. Die Förderung, die sich im wesentlichen auf zwei Gebiete konzentriert, von denen das eine in Mittelböhmen, das andere im slowakischen Erzgebirge liegt, betrug 1937 1 836 000 Tonnen. Davon entfielen 770 000 Tonnen auf die heutige Slowakei, 321 000 Tonnen auf die an Ungarn abgetretenen slowakischen Landstriche und 745 000 Tonnen auf die Gruben am Nucicer Erzberg bei Kladno. Besser als durch die vergleichsweise geringe Förderung wird die Bedeutung dieses mittelböhmisches Erzreviers gekennzeichnet durch die Vorräte unter der Erde, die auf rund 309 Millionen Tonnen geschätzt werden. Der Größenordnung nach entspricht das etwa der Substanz des Erzberges in der Steiermark, wobei freilich zu berücksichtigen ist, daß es sich zum größten Teil um — in der Stufenordnung des Geologen gesprochen — wahrscheinliche, d. h. noch



Stahlblock im Vorwärmofen der Witkowiſer Eisenwerke.

Lichtbild: Lerch.

nicht aufgeschlossene Vorkommen handelt. Immerhin — die künftigen Entwicklungsmöglichkeiten dieser Erzfelder, die hauptsächlich phosphorhaltige Eisenerze bergen, sind groß. Beschränkte sich bisher ihre Bedeutung im wesentlichen darauf, den laufenden Erzbedarf des nahegelegenen Hüttenwerks der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft, der fast alleinigen Besitzerin der Nucicer Erzgruben und -felder, zu decken, so dürfte mit fortschreitender systematischer Erschließung der Lagerstätten eine zusätzliche wichtige Rohstoffversorgungsquelle nicht nur für die übrige böhmisch-mährische Eisenindustrie, sondern vielleicht auch für die ober-schlesischen Hüttenwerke gewonnen sein. Die darüber hinaus in Böhmen und Mähren vorhandenen kleinen Vorkommen sind zwar zahlreich, größtenteils jedoch nicht abbaubar.

Die Erzinfuhr aus dem Ausland belief sich demgegenüber 1937 im alten Staatsgebiet auf 1,5 Millionen Tonnen, wovon der größere Teil aus Schweden, ein kleinerer u. a. aus Österreich und Jugoslawien kam. Gemessen an dem Eisengehalt, der bei den Inlanderzen durchschnittlich 32%, bei den Auslanderzen 59% betrug, vermochte die heimische Förderung bisher fast 45% des Bedarfs zu decken. Trotz des geringeren Verbrauchs durch eisenindustrielle Abtretungen im Ostgebiet wird infolge der Vervollständigung der Slowakei dieser Anteil im Protektorat künftig erheblich sinken, schätzungsweise auf 25%. Auf längere Sicht eröffnet allerdings der zu erwartende Aufschluß und Ausbau der Erzlager von Nucice günstigere Zukunftsaussichten.

Auch die tschechische Eisenindustrie war mittelbar und unmittelbar durch die Neugestaltung der europäischen Land-

karte im Oktober hart betroffen worden. Von einer — hauptsächlich auf Basis des Siemens-Martin-Verfahrens betriebenen — Rohstahlerzeugung von 2,3 Millionen Tonnen wurden damals im Ostgebiet mit dem Hüttenwerk Trinec und dem Hahnischen Werk Oderberg 650 000 Tonnen an Polen abgegeben. Innerhalb der Grenzen des jetzigen Protektorats betrug 1937

die Rohstahlerzeugung 1,55 Millionen Tonnen,
die Roheisenerzeugung 1,2 Millionen Tonnen.

Inzwischen war man bestrebt, durch Erzeugungs- und Exportsteigerung der verbliebenen Werke das Minus wettzumachen. Nicht ohne Erfolg, wie das Produktionsergebnis der böhmisch-mährischen Stahlwerke im März 1939 zeigt, das umgerechnet aufs Jahr einer Leistung von 1,7 Millionen Tonnen Rohstahl gleichkommen würde.

Entsprechend der Verteilung der Rohstoffe haben sich in Böhmen-Mähren zwei Standortsgebiete der Eisenindustrie herausgebildet. Das größte und wichtigste ist das Ostrau-Karwiner Montanrevier, das mit seiner hochwertigen Koks-kohle die Grundlage für die Entwicklung einer leistungsfähigen Hüttenindustrie bot. In dem beim Protektorat verbliebenen Gebietsteil ist heute die Witkowiſer Bergbau- und Eisenhütten-Gewerkschaft in Mährisch-Osttau der einzige Roheisen- und Rohstahlerzeuger, der zugleich mehr als die Hälfte des in Böhmen-Mähren überhaupt erzeugten Stahls liefert. In der Geschichte der europäischen Eisenindustrie hat das vor 110 Jahren gegründete Werk, dessen technische Ausstattung von Fachleuten auch heute noch als vorbildlich bezeichnet wird, eine bedeutende Rolle gespielt. Das Produktionspro-



Hochöfenanlage der Witkowiäger Eisenwerke.

Zichbild: Verch.

gramm spannt sich über das gesamte montanindustrielle Gebiet bis weit hinein in die ersten Bearbeitungsstufen. Der gesamte Kohle- und Koksbedarf wird aus eigenen Schächten und Kokereien in der Nachbarschaft gedeckt. Die Eisenerze kommen hauptsächlich aus Schweden, wo auch wertvoller eigener Grubenbesitz vorhanden ist, ein anderer Teil aus den slowakischen Erzgruben der Gesellschaft. Auch von dieser Seite her dürfte die Rohstoffversorgung im wesentlichen gesichert sein, zumal auch große Lagerbestände noch vorhanden sind. Die Gewerkschaft war früher eine Familiengesellschaft der jüdischen Hochfinanz Wiens. Jetzt ist der englische

Bankeneinfluß vorherrschend, der aber vermutlich in Kürze durch deutsche Interessenrahme abgelöst wird.

Das zweite wichtige Montanzentrum entstand im mittelhöhmischen Gebiet von Kadno-Pilsen in Anlehnung an die dortigen phosphorhaltigen Eisenerzvorkommen. Hier betreibt die Prager Eisenindustrie A.-S. — das zweitgrößte Montanunternehmen des Protektorats, nachdem sich fast sämtliche bergbäulichen und eisenindustriellen Betriebe der Berg- und Hüttenwerks-Gesellschaft Prag heute auf neu-polnischem Gebiet befinden — Hochöfen, Stahl- und Walzwerke mit einer Jahreserzeugung von 457 000 Tonnen Roh-

stahl und 360 000 Tonnen Walzprodukte. Der Erzbedarf wird zu 75 % aus den eigenen Gruben am Nucicer Erzberge gedeckt, während Koks von auswärts bezogen werden muß. Der Mannesmannkonzern ist über sein Komotauer Werk, das mit seiner Halbzeugversorgung auf das Hüttenwerk in Kladno angewiesen ist, an der Gesellschaft mit 27 % beteiligt. An der Rohstahlerzeugung dieses Bezirks sind weiterhin — ohne eigene Roheisenbasis — beteiligt die Stahlwerke Pilsen und Hradec der Skodawerke, deren Schwergewicht im übrigen ausgesprochen in der Eisenverarbeitung liegt, sowie das Elektrostahlwerk Kladno der Poldihütte Prag, die insofern eine Sonderstellung einnimmt, als sie mit einer Erzeugung von 90 000 Tonnen einer der bedeutendsten und ältesten Edelfeststahlproduzenten der Welt ist. Sie wird die großdeutsche Elektrostahlerzeugung auf über eine Million Tonnen jährlich bringen und damit das Reich vor USA. endgültig zum größten Edelfeststahl-land der Erde machen.

Alles in allem — es ist ein quantitativ und qualitativ recht beträchtlicher und wehrwirtschaftlich bedeutsamer Zuwachs, den wir in dem schwerindustriellen Sektor der böhmisch-mährischen Wirtschaft buchen können, und der auch seinen Größenordnungen nach erheblich über die beim Anschluß der Ostmark gewonnenen Kapazitäten hinausgeht. Das darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß die unmittelbaren Auswirkungen auf die Lage am deutschen Eisenmarkt begrenzt sein werden. Die reibungslose Weiterversorgung der Verbraucher im Sudetenland war ja durch handelspolitische Vereinbarungen auch bisher schon gewährleistet. Andererseits wird die im Protektorat ansässige eisenverarbeitende Industrie im Zuge der großdeutschen Wirtschaftskonjunktur ebenfalls schnellwachsende Materialanforderungen stellen, und auch die — mit 180 000 Tonnen nicht sehr große — Ausfuhr von Walzwerksprodukten muß natürlich aufrecht erhalten werden. Das alles sind Momente, die dafür sprechen, daß die für das Altreich verfügbaren Eisenüberschüsse verhältnismäßig gering bleiben werden. Die Bedeutung des eisenindustriellen Gewinns liegt also mehr darin, daß für die große und leistungsfähige eisen- und metallverarbeitende Industrie im Protektorat eine ausreichende Bedarfsdeckung auch dann gesichert ist, wenn die bisher nur teilweise ausgenutzten Kapazitäten durch den Auftragsstrom aus dem Reich jetzt voll ausgefüllt werden.

Prag, Brünn, Pilsen, diese Namen kennzeichnen die Hauptstandorte der Metall- und Maschinenindustrie, die sowohl der Beschäftigtenzahl, wie den Produktions- und Ausfuhrwerten nach den weitaus wichtigsten Sektor der böhmisch-mährischen Wirtschaft bildet; an zweiter und dritter Stelle erst folgen das Baugewerbe und die Textilindustrie. Maschinenfabriken und Drahtwerke, Automobil- und Waggonbau, Emaillierwerke und Metallwarenfabriken — diese kleine Aufzählung mag ein Bild geben von der vielfältigen Arbeit dieses Wirtschaftszweiges. Besonders stark besetzt ist der Maschinen- und Apparatebau, der dank seiner starken Spezialisierung vor allem auf dem Gebiet der Zucker-, Brauerei- und landwirtschaftlichen Maschinen Weltruf erlangt hat. Bei all ihrer Leistungsfähigkeit weist allerdings die Maschinenindustrie doch gewisse Lücken auf. Textilmaschinen und vor allem Werkzeugmaschinen mußten zum Beispiel durchweg aus dem Ausland — vornehmlich aus Deutschland — eingeführt werden, so daß in dieser Hinsicht eine Versorgungserleichterung für uns nicht zu erwarten steht.

Um so mehr ist das der Fall auf einem andern wehrwirtschaftlich für uns besonders wichtigen Gebiete, der Herstellung von Rüstungsmaterialien, die im böhmisch-mährischen Raum in ganz großem Umfang betrieben wird. Schon vor einigen Jahren hatte die tschechoslowakische Rüstungsindustrie mit ihren 8 Werken für Gewehre, 5 Geschützfabriken,

17 Munitions- und Sprengstoffwerken, 5 Panzerwagen-, 6 Flugzeug- und 8 Gasmaskenfabriken einen Umfang erreicht, der etwa der halben französischen Rüstungsproduktion entsprach. Auch die Ausfuhr, die hauptsächlich in den Südoften ging, war sehr beträchtlich. 1937 nahm bereits die tschechische Rüstungsindustrie unter den großen Kriegsmaterialexporturen der Welt mit einer Ausfuhr von 434 Millionen Kr. dicht hinter Frankreich den vierten Platz ein.

Zwei Großunternehmen sind die Hauptexponenten der sich hauptsächlich auf Böhmen-Mähren konzentrierenden tschechischen Rüstungsproduktion: die Skodawerke und die Brünnener Waffenwerke. Die Skodawerke, schon vor dem Kriege die leistungsfähigsten Rüstungsunternehmen der Welt, haben diese Position in den Nachkriegsjahren mit Hilfe französischen Kapitals zielbewußt noch ausgebaut und sich zu einem vielseitigen, weitverzweigten Konzern entwickelt, der sich durch Filialwerke im Ausland auch maßgeblichen Einfluß vor allem auf die rumänische und jugoslawische Rüstungsindustrie erungen hat. Teils in eigenen, teils in getrennt organisierten Konzernfabriken werden Kriegsgeräte aller Art, insbesondere Geschütze, Flugzeuge, Flugmotoren, Tanks und Munition hergestellt. Freilich hatten auch Friedensartikel einen großen Anteil an der Gesamterzeugung. Skoda um seinen 30 000 Arbeitern baut Maschinen aller Art, Aggregate für die chemische, Nahrungs- und Genussmittelindustrie, ferner Lokomotiven, Kraftwagen, Traktoren, Motoren und vieles andere mehr. Demgegenüber hatten sich die Brünnener Waffenwerke, die zweite große tschechische Rüstungskammer, ausschließlich auf die eigentliche Kriegsmaterialproduktion, insbesondere die Herstellung von Handfeuerwaffen und Maschinenengewehren spezialisiert. Ihre Bedeutung auf diesem Gebiete steht hinter Skoda um so weniger zurück, als auch eine Reihe weiterer Waffen-, Geschütz- und Pulverfabriken in Böhmen-Mähren unter Kontrolle der Brünnener Werke steht.

Alle diese Rüstungswerke treten nun in eine neue Phase ihrer Entwicklung. Die Waffen, die hier einmal für die Westmächte und die Stärkung ihres Einflusses im Südoften geschmiedet wurden, wachsen unserem Rüstungspotential zu. Wenn zum Beispiel in einem einzigen Jahre bei den Brünnener Waffenwerken von Jugoslawien 7000, von Rumänien 9000, von Polen 10 000 und von Mexiko 11 500 Maschinengewehre bestellt wurden, so werden damit neben den wirtschaftlichen auch die politischen Auswirkungen der Ummwälzung in Mitteleuropa in besonders aufschlußreichem Zusammenhang deutlich. Deutschland wird sie zu nutzen wissen und dafür sorgen, daß die natürliche geographische Absatzbasis, die nicht nur der Rüstungsindustrie, sondern der ganzen böhmisch-mährischen Industriewirtschaft im Donauraum, aber auch den südlicheren Teilen des Balkans gegeben ist, erhalten bleibt und ausgebaut wird. Die Bedeutung des Reichs für die Weltwirtschaft ist jetzt wiederum ein Beträchtliches größer geworden: den tschechischen Anteil von etwa 1½ % eingerechnet, ist das Reich jetzt mit fast 12 % am Welthandel beteiligt, folgt also mit einem nur noch geringfügigen Unterschied direkt hinter den USA., dem bisher überragenden Welthandelspartner. Nicht zu weniger, sondern zu mehr Austausch mit der übrigen Welt wird der Zusammenschluß wirtschaftlicher Kräfte angesichts der wachsenden Rohstoff- und Konsumbedürfnisse auch künftig führen. Das ehemalige Österreich hat binnen weniger Monate seine jahrelang brachgelegenen Kräfte voll entfalten können. Auch für die böhmisch-mährische Wirtschaft werden die neuen Verhältnisse und Methoden bald in gleicher Weise wirksam werden, schon deshalb, weil das Reich lebhaft daran interessiert ist, die wirtschaftlichen Möglichkeiten zur Ergänzung der eigenen, aufs höchste angespannten und zu noch höherer Leistung aufgerufenen Wirtschaft heranzuziehen.



Kokerei der Zeche Erin.
Selsenkirchener Bergwerks-AG. — Vereinigte Stahlwerke AG.

Lichtbild: Debus.

Kohle und Eisen — zwei Faktoren deutscher Wehr.

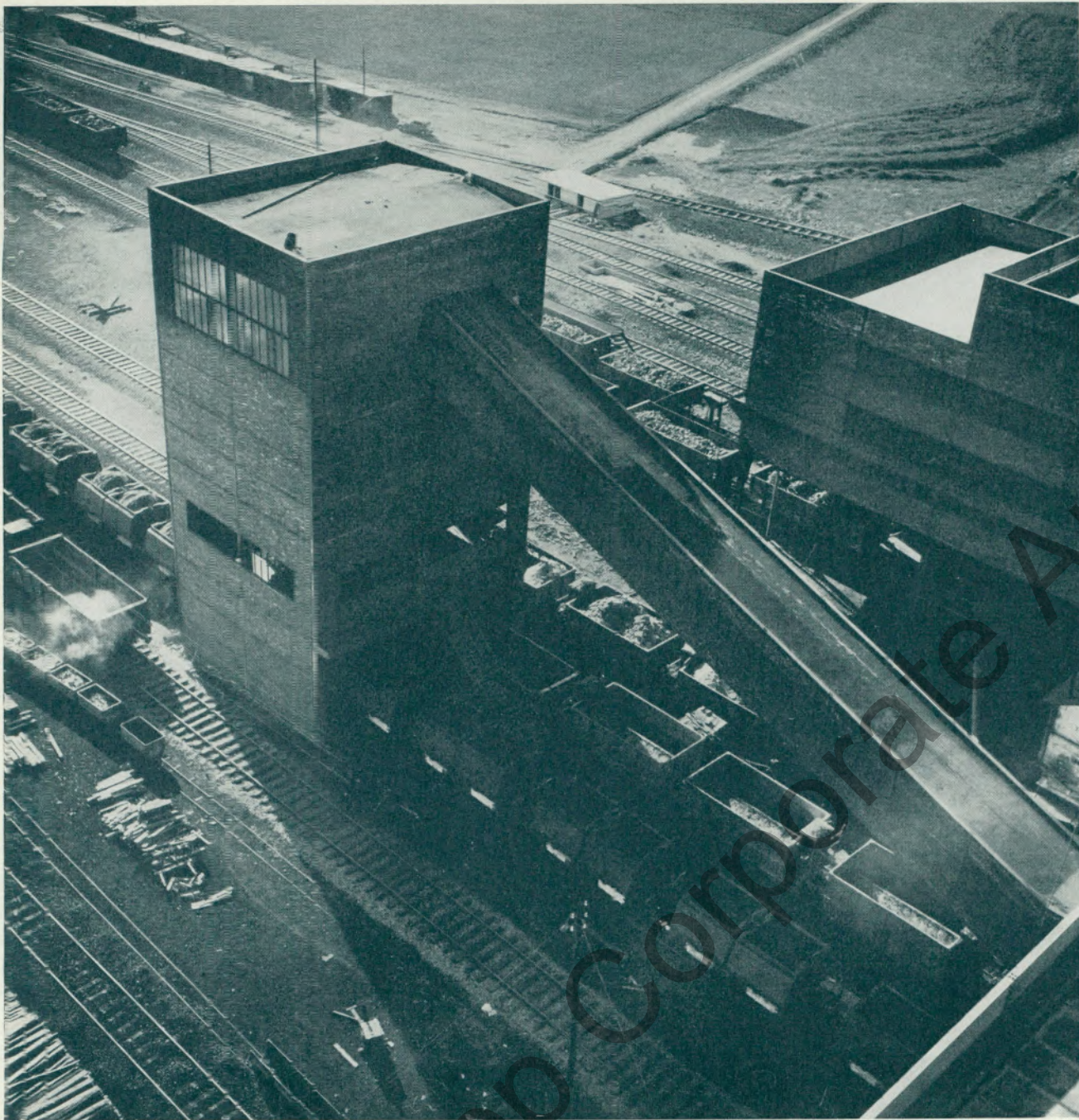
Von Professor Dr. Walter Hoffmann, Dresden.

Zu allen Zeiten sind Bergbau und Weltpolitik aufs engste miteinander verknüpft gewesen — und werden es auch bleiben. Wie die Landwirtschaft, so ist auch der Bergbau ein standortsgebundener Wirtschaftszweig. Ihr Standort ist der Boden, den beide bewirtschaften bzw. ausbeuten. Bauer und Bergmann sind somit eng mit dem Boden verwachsen. Aber während der Bauer durch seine Arbeit immer wieder seine Rohstoffe neu gewinnen kann, ist der Bergmann auf den Vorrat angewiesen, den die Lagerstätte ihm bietet. Ist er erschöpft, so ist der Bergbau an diesem Ort erloschen. Da nun aber die Ausschließung von Lagerstätten besonders in größeren Tiefen mit gewaltigen Aufwendungen verknüpft ist, so kann nur dann der Abbau begonnen werden, wenn mit einiger Sicherheit feststeht, daß die Lagerstätte einen genügend großen Vorrat umfaßt, das heißt, daß ein nachhaltiger Bergbau gesichert erscheint. Freilich können Überraschungen vorkommen. Denn was unter der Erde in einer Tiefe von mehreren hundert Meter, ja von tausend und mehr Meter wirklich vorhanden ist, das wird sich mit ziemlicher Gewißheit erst herausstellen, wenn man die Lagerstätte aufgeschlossen hat. Aber eine absolute Sicherheit ist auch dann noch nicht gegeben.

So trägt der Bergbau immer ein Risiko besonderer Art, das eben in seiner Natur begründet ist. Ein ähnliches Risiko haftet auch der Landwirtschaft an. Der Bauer ist nicht Herr über Klima und Witterung und ist trotz allen Fleißes, den er aufwendet, mit dem Ergebnis seiner Arbeit abhängig von der Natur. Er kann auch nicht etwa während der Zeit des Reifens seiner Saat betriebliche Umstellungen vornehmen, die Erzeugung einschränken oder erweitern. Er muß den Erfolg seiner Arbeit abwarten, die Wirtschaftsperiode durchhalten.

Derartige Risiken kennen alle anderen Zweige der Wirtschaft nicht, sie sind nur der Urproduktion eigentümlich, die ja mit ihrer Arbeit von der Natur, vom Boden abhängig ist. Da nun aber die Urproduktion der Rohstofflieferant der verarbeitenden Wirtschaft ist, so ist diese in ihren Möglichkeiten abhängig von der Entwicklung von Landwirtschaft und Bergbau. Denn ohne Rohstoffe vermag sie nicht zu bestehen. So sind also Landwirtschaft und Bergbau für Volk und Wirtschaft von weittragender Bedeutung.

Nur sehr wenige Völker der Welt verfügen in dem von



Rohkohlenbunker
und Transport-
brücke der
Schachanlage
Gustav 1/2.

Gelsenkirchener Berg-
werks-AG. - Vereinigte
Stahlwerke AG.

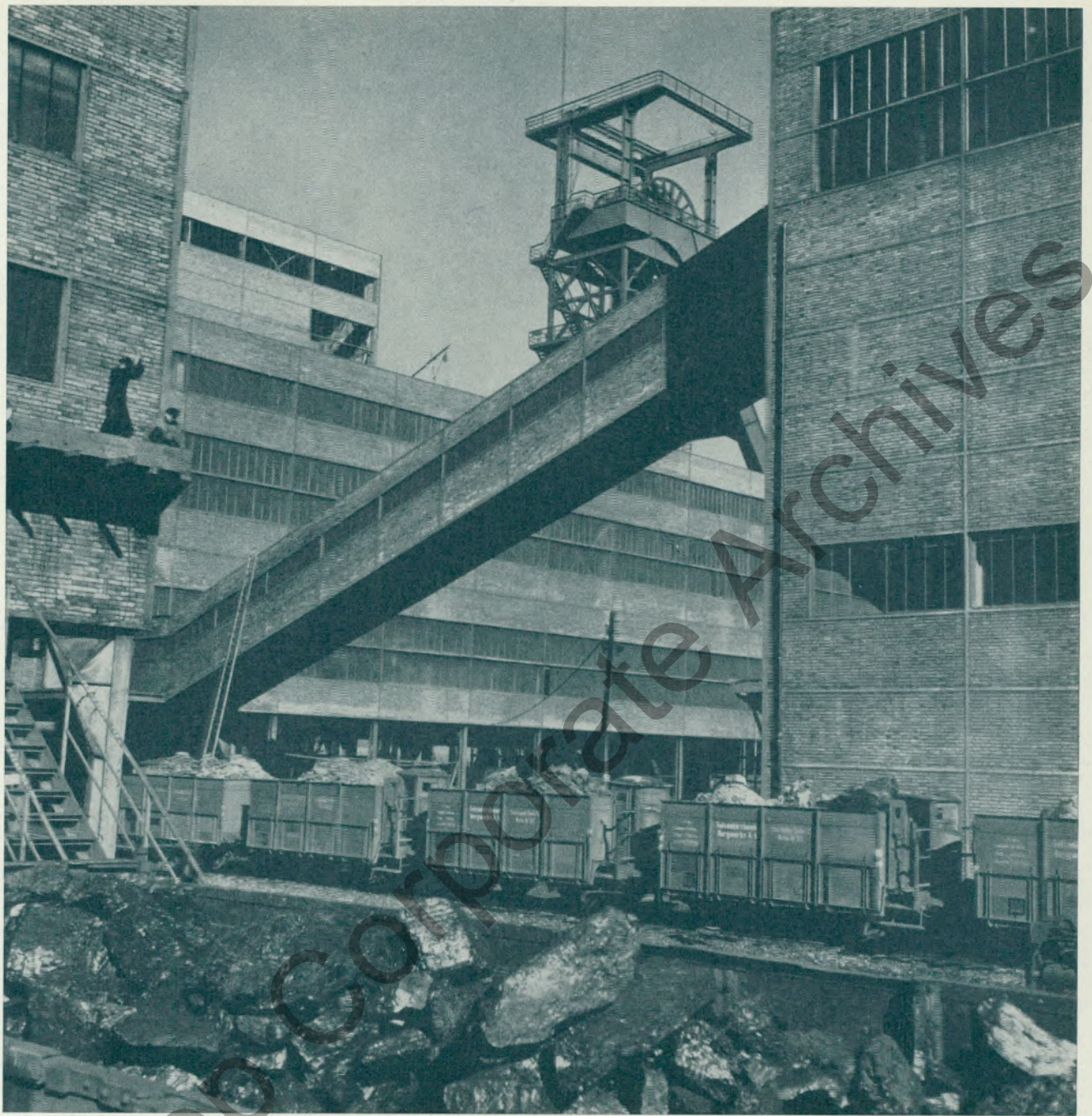
Sichtbild: Debus.

ihnen bewohnter Raum über alle die Rohstoffe, die sie für ihre Wirtschaft benötigen. Aber auch Länder, die mit Naturschätzen reich geegnet sind, können immer noch einen Bedarf an Gütern haben, die sie aus anderen Ländern beziehen müssen; sie sind also trotz ihres Reichtums an Naturschätzen doch nicht autark im eigentlichen Sinne des Wortes. Wir dürfen ja nicht übersehen, daß ein Reichtum an fruchtbarem Boden und wertvollen Bodenschätzen erst Wert für ein Land und für ein Volk gewinnt, wenn das Element Arbeit mobilisiert wird, wenn also Boden und Bodenschätze durch die Arbeit des Menschen genutzt werden. Denn an sich sind die Reichtümer der Natur nur Substanz. Die wertvollste Lagerstätte bleibt unausgebeutet und somit ohne Bedeutung für Land und Wirtschaft, wenn nicht menschliche Arbeitskräfte zur Verfügung stehen, die befähigt und in der Lage sind, den Abbau vorzunehmen. Die Nutzung des Bodens — und wenn er noch so gute Beschaffenheit aufweist — wird nur mangelhaft sein, wenn nicht Arbeitskräfte mit dem nötigen Wissen und Können vorhanden sind.

Das nationalsozialistische Reich hat mit dem zweiten

Vierjahresplan eine Rohstoffwirtschaft aufgebaut, welche die umfassendste Maßnahme der Wirtschaft nach volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten darstellt, die bisher durch staatliche Lenkung und Beeinflussung überhaupt getroffen ist. In Zusammenarbeit von Forschung, Wissenschaft und Praxis ist hier ein Weg beschritten, den Devisenlage und Rohstoffmangel erzwingen, der aber, vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkt aus betrachtet, eigentlich nur eine Mobilisierung aller produktiven Kräfte von Volk und Raum darstellt, um Deutschland von ausländischen Rohstoffen soweit als möglich unabhängig zu machen.

Die bestmögliche Nutzung und Ausbeutung unseres Raumes kann nun nicht mit Autarkiebestrebungen gleichgestellt werden. Eine Autarkie wird praktisch nie ein Land erreichen können — und wohl auch nicht wollen. Denn damit würden wertvolle zwischenstaatliche Beziehungen vernichtet werden, denen schließlich auf die Dauer kein Volk und keine Nation entraten will und kann. Aber wenn wir die kriegerischen Verwicklungen in der Welt in ihren Grundursachen betrachten, so sind fast immer Beziehungen zu Roh-



Schachthalle mit
Transportbrücke
zum Rohkohlen-
bunker der
Schachtanlage
Gustav 1/2.
Eisenkirchener Berg-
werks-AG. - Vereinigte
Stahlwerke AG.
Sichtbild: Debus.

stofffragen unverkennbar. Zwar scheint auf den ersten Blick der Wettlauf um die Rohstoffe der Welt nur eine Angelegenheit der Wirtschaft zu sein. In Wirklichkeit aber wird hier ein Kampf um die politische Macht geführt, wie wir es besonders bei Erdöl, Baumwolle, Kautschuk und Gold beobachten können. Was liegt somit für ein friedliebendes Volk näher, als daß es bestrebt ist, in seinem Raum seinen Boden so gut wie möglich zu nutzen und die Ausbeute seiner Bodenschätze weiter zu entwickeln. Denn die Entwicklung der eigenen von der Natur verliehenen Schätze durch die eigenen Kräfte des Volkes schafft der Nation auf friedlichem Wege wahres Reichum. Es ist also gerade das Gegenteil von Autarkie und Eroberungssucht, wenn ein Volk in seinem eigenen Raum sein Leben und seine Wirtschaft planvoll auszurichten beginnt. Dabei wird naturgemäß der Gedanke im Vordergrund stehen, diese Entwicklung so zu gestalten, daß es möglich ist, den für Volk und Nation lebensnotwendigen Bedarf aus eigenen Boden und aus eigenen Bodenschätzen möglichst zu decken, um den Mindestbedarf an Rohstoffen zum notdürftigsten Unterhalt sicher-

zustellen und mit diesem Bedarf nicht von anderen Völkern und Nationen abhängig zu sein. Denn eine solche Abhängigkeit könnte im Ernstfall für die Nation zum Verhängnis werden.

Es gab eine Zeit, wo man den Reichtum eines Landes nach seinem Vorrat an Gold und Edelmetall. Um den Besitz der Vorenrepublik hätte Abion wahrscheinlich nicht so erbittert gekämpft, wenn sie nicht über den enormen Reichtum an Gold verfügte. Im Jahre 1937 betrug die Goldproduktion der Erde 1 128 007 Kilogramm. Davon wurden gegen 32% allein in Transvaal gewonnen. Die Annexion der Vorenrepublik war somit für England eine sehr willkommene Bereicherung seiner bisherigen Goldbasis in Kanada, Australien und Indien; aber die Bedeutung des englischen Reiches als größter Goldproduzent der Welt* erscheint noch in einem anderen Licht, wenn man in Rücksicht zieht, daß Indien auch der größte Goldsparer der Welt ist.

Wir Deutsche haben nur eine sehr bescheidene Goldpro-

* 1937 betrug die Goldproduktion Englands und seiner Kolonien 30% der Weltproduktion an Gold.

duktion, die für die Weltproduktion, ja sogar für die europäische, belanglos ist. Vielleicht ist das auch gar kein besonderer Nachteil. Vielleicht ist sogar bislang in der Weltpolitik die Macht des Goldes überschätzt worden, wie auch die Merkantilisten die Bedeutung des Besitzes von Gold und Edelmetall sehr einseitig ansahen. Ist hier nicht vielmehr dem deutschen Volkswirt Friedrich List beizupflichten, der den Reichtum eines Volkes, einer Nation in allererster Linie als auf der Entwicklung seiner produktiven Kräfte beruhend ansieht? Denn auf den Schätzen seines Bodens und auf der unfer organischen Führung eingesetzten Arbeitskraft seiner Bevölkerung baut sich die Grundlage des Reichtums eines Volkes zweifellos sicherer und fester auf als auf dem Besitz von Edelmetall, mit dem ich im Falle der Fälle zwar Waffen, Maschinen und alles kaufen kann, sofern ich dann noch die Möglichkeit einer nicht feindlichen Grenze habe. So besitzen zweifellos die andern Bodenschätze für die Wehrwirtschaft eines Volkes praktisch einen ungleich höheren Wert.

Ohne Eisen und ohne Stahl gibt es keine Bahnen, keine Waffen, keine Fahrzeuge. Welches Land sich also im Besitz von ausreichenden Eisenerzlagern befindet, das hat eine gewisse Sicherheit, für alle Fälle gerüstet zu sein bzw. zum mindesten über die dazu erforderlichen Rohstoffe zu verfügen. Und welches Volk gar außer den Eisenerzlagern noch über entsprechende Kohlenlager verfügt, das kann sein Auftreten in der großen Weltpolitik anders gestalten als jenes, das, arm an diesen Bodenschätzen, in seiner Eisen- und Stahlversorgung wie in seiner Brennstoffversorgung auf fremde Länder angewiesen ist. Neben der Kohle steht heute das Öl, wenn es nicht sogar in seiner Bedeutung die Kohle schon übertroffen hat. Man verweist zur Begründung dessen auf den Siegeszug der Ölfeuererzeugung, der „weißen Kohle“, überlegt aber dabei wohl nicht, daß neben dem Erdöl wohl auch die aus der Kohle gewonnenen Derivate die Rolle des Erdöls übernehmen können. So wird die wirtschaftliche und politische Geltung der Kohle auch weiterhin ihre Bedeutung haben.

An Kohle ist das Deutsche Reich nicht arm; es besitzt Steinkohle und Braunkohle. Die durch die Tat des Führers wieder mit dem Reich vereinigte Ostmark war als selbständiger Staat arm an Steinkohle und deshalb fast völlig auf die Einfuhr von Steinkohle angewiesen. Durch eine weitgehende Umstellung auf Braunkohle, Holz und Wasserkraft wurde ein gewisser Ausgleich versucht. Denn Braunkohle ist in der Ostmark des Reiches reichlicher vorhanden, Holz mehr als ausreichend, und auch der Vorrat an Wasserkraften ist bedeutend; Kapitalmangel und Absatzfragen haben jedoch bisher eine stärkere Ausnützung des natürlichen Reichtums an „weißer Kohle“ gehindert. Durch die mit der Wiedervereinigung ermöglichte Ausweitung des Absatzgebietes erfolgt nunmehr ein Ausbau dieser Energiequellen; Holz wird auch wirtschaftlicher als bisher verwertet werden, zumal Kohle heute der Ostmark in ausreichendem Maße zur Verfügung steht. Durch den Ausbau der Wasserkraften der Ostmark wird aber eine gewisse Entlastung des Kohlenverbrauches eintreten. Denn wenn auch die deutschen Vorräte, die durch die Rückkehr des Sudetengaus zum Reich übrigens eine wertvolle Bereicherung erfahren haben, noch eine recht, recht lange Dauer des Kohlenbergbaues versprechen, so erscheint bei dem großen Bedarf des Deutschen Reiches an Kohle infolge ihrer weitgehenden Verwertung eine pflegliche Bewirtschaftung immerhin angebracht. Die deutsche Kohlenbasis ist heute nicht nur der wichtigste Energieträger der deutschen Wirtschaft, sondern auch die Grundlage einer weitverzweigten Industrie synthetisch gewonnener Rohstoffe geworden.

Das Deutsche Reich hat von allen Ländern der Erde die größte Braunkohlenförderung. Zwar ist der Vorrat keineswegs so groß wie der anderer Länder, etwa der Ver-

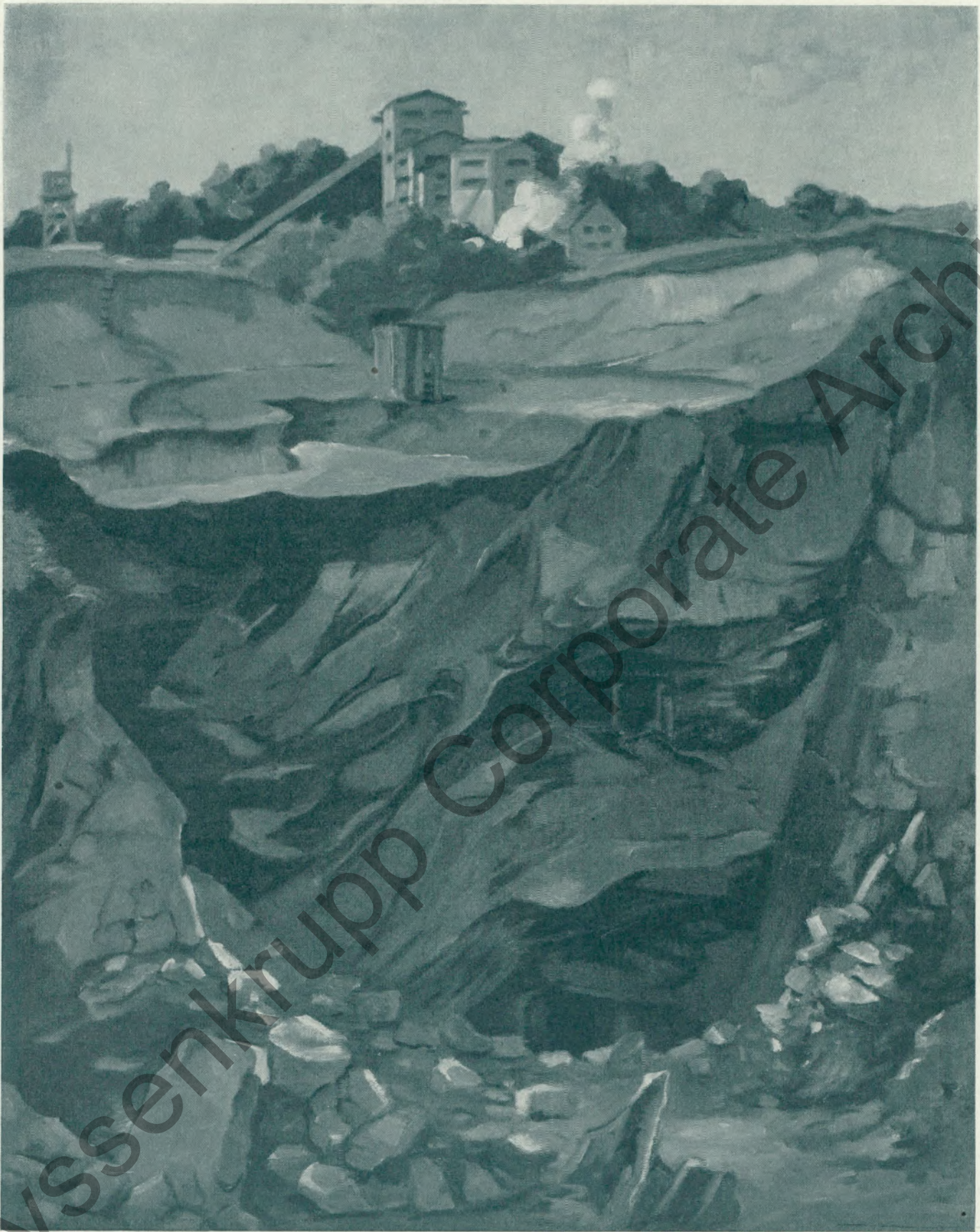
einigten Staaten und Kanadas. Trotzdem entfielen von der Weltförderung für Braunkohle im Jahre 1937 auf Großdeutschland über 80% (darunter Österreich und Sudetenland mit zusammen etwa 8%). Da die deutsche Braunkohle wegen ihres hohen Wassergehaltes keine nennenswerte Bahnfracht verträgt, so findet ihre Verwertung zu einem erheblichen Teil in den Braunkohlengebieten selbst statt. Schon vor dem Kriege bedienten sich daher manche Industriezweige in Braunkohlengebieten gern der billigen Braunkohle als Wärme- und Energiequelle, so vor allem die mitteldeutsche Zuckerrübenindustrie, Glasfabriken und Ziegeleien. Andere Industrien mit besonders großem Wärme- und Kraftbedarf siedelten sich dann auf der Braunkohle an. Ihre Veredlung im Bricketierverfahren erschloß ihr, sowohl im Hausbrand als auch in der Industrie, weitere Absatzmärkte.

Der Weltkrieg brachte dem Braunkohlenbergbau infolge des starken Brennstoffbedarfes einen neuen Aufschwung. Die Förderung konnte erheblich und auch schnell gesteigert werden, da die Gewinnung der Braunkohle überwiegend im Tagebau, zum großen Teil auch mit maschinellen Einrichtungen, erfolgt, und der Aufschluß von Braunkohlentagebauen in viel kürzerer Frist durchzuführen ist als etwa der Aufschluß von Steinkohlengruben. Weitere große industrielle Unternehmungen entstanden insbesondere in Mitteldeutschland auf der Braunkohle, so unter anderem die Leuna-Werke. Auch die Elektrizitätswirtschaft begann in zunehmendem Maße die Braunkohle als Kraftquelle auszunutzen.

Schon lange vor dem Kriege war in Mitteldeutschland eine besonders bitumenhaltige Braunkohle zu Paraffin und Mineralölen verarbeitet worden. Mit der Machtübernahme vollzog sich aber nun im gesamten Braunkohlenbergbau eine grundsätzliche Wandlung seiner bisherigen Aufgaben, indem die Braunkohle als Rohstoff für die deutsche Treibstoffversorgung mit herangezogen wurde. Zwei grundsätzlich verschiedene Wege sind dabei beschritten worden: das Hochdruckhydrierverfahren, bei dem der aus teerhaltiger Kohle gewonnene Braunkohlenteer als Ausgangspunkt für die Treibstoffgewinnung benutzt wird, und das Fischer-Tropsch-Verfahren, bei dem nichtteerhaltige Kohle zu Synthesegas als Ausgangspunkt für die Treibstoffgewinnung verarbeitet wird.

So hat der deutsche Braunkohlenbergbau zu seinen alten Aufgaben, deren Lösung von ihm, infolge seines gesteigerten Brennstoffbedarfes, bereits eine starke Anspannung seiner Kräfte erfordert, ein neues Ziel gesteckt erhalten: mitzuhelfen an der ausreichenden Versorgung des Reiches mit Treibstoffen.

Auch der deutschen Steinkohle fällt diese Aufgabe neben vielen anderen zu, denn ihr Absatz ist wesentlich reicher gegliedert als der der Braunkohle. Als Brennstoff dient die Steinkohle einer Vielzahl von Verbrauchern, die zum großen Teil in ihrem Bedarf von den Wirtschaftsschwankungen stärker abhängig sind als die wichtigsten Verbraucher der Braunkohle. Eine Belebung des Eisenbahnverkehrs oder der Schifffahrt berührt den Steinkohlenbergbau empfindlich, während der Braunkohlenbergbau nicht merklich davon betroffen wird. Dazu kommt weiter, daß der Steinkohlenbergbau seine Förderung nicht so schnell ausbauen kann wie der Braunkohlenbergbau. Dennoch konnte der Steinkohlenbergbau den seit 1933 ganz wesentlich gestiegenen Bedarf restlos befriedigen. Dabei war es möglich, die mechanische Veredlung der Entwicklung der Förderung anzupassen. Auf dem Gebiete der thermischen Veredlung in Form der Steinkohlenverkokung war bei dem stark wachsenden Bedarf an Koks infolge der Steigerung der deutschen Eisenerzeugung die Errichtung neuer Koksanlagen erforderlich. Die größten Anforderungen an die Kohlenveredlung erwuchsen aber auf dem Gebiete der chemischen Veredlung, das



Deutsches Erz — deutscher Stahl.

Erzlager „Rote Rose“, im Hintergrund die neue Aufbereitung der Eisenerzgrube „Fortuna“
(Rohstoffbetriebe der Vereinigte Stahlwerke AG.).

Gemälde von Ria Piere-Rückert.

heißt der Erzeugung synthetischer Kraftstoffe und Rohstoffe. Für Landwirtschaft, Industrie und vor allem für die Wehrwirtschaft werden heute aus der Steinkohle eine Unzahl von Produkten gewonnen, und unermüdlich sind Wissenschaft und Praxis beschäftigt, um neue Verfahren zu entwickeln und weitere Verwendungsmöglichkeiten zu erschließen.

Für die Roheisenherstellung dient der Steinkohlenkoks als wichtiger Rohstoff nicht nur zur Erzeugung der notwendigen Temperatur im Hochofen, sondern auch als chemisches Reduktionsmittel für die oxydischen Eisenerze. Der Bedarf an Hochofenkoks kann aus der deutschen Koks-erzeugung befriedigt werden. Auch der Bedarf an Kalksteinen, gebranntem Kalk, Dolomit, Magnesit usw., kurz, an dem Bereitungsstoff Kalk, der ebenfalls ein wichtiger Rohstoff für die Eisen erzeugende Industrie ist, kann als gesichert angesehen werden. Und was schließlich die wichtigste Rohstoffkomponente, die Träger des metallischen Eisens, betrifft, so sind wir auf dem Wege, die Gewinnung von Eisenerzen aus heimischer Erde weitestgehend zu entwickeln. Der deutsche Eisenerzbergbau, der durch den Verlust der lothringischen Gebiete eine ungeheure Einbuße erlitten hatte, wies trotzdem im Jahre 1920 noch eine Förderung von über 6,3 Millionen Tonnen auf. Von da an ging es aber mit der Förderung — mit einigen Unterbrechungen — bis auf 1,3 Millionen Tonnen im Jahre 1932 zurück. Gewiß war auch die deutsche Roheisenerzeugung — von 6,4 Millionen auf 3,9 Millionen Tonnen — gewaltig abgesunken; die deutsche Einfuhr an Eisenerzen betrug aber immer noch 3,4 Millionen Tonnen im Jahre 1932 gegenüber 5,8 Millionen Tonnen im Jahre 1920. Mit der Machtübernahme trat sofort ein völliger Wandel ein. Während 1932 die deutsche Förderung nur noch 38 % der Roherzeinfuhr ausmachte, betrug ihr Anteil 1933 bereits wieder 57 %; die Förderung konnte mehr als verdoppelt werden und erreichte 1935 schon über 6 Millionen Tonnen. Und nun ging es gewaltig aufwärts. Der Führer hatte die Parole dafür ausgegeben. Das abgelauene Jahr dürfte, einschließlich des Zuwachses aus der ostmärkischen Förderung, eine Förderung von über 15 Millionen Tonnen erreicht haben. An dieser Steigerung sind vor allem der Salzgitterer Bezirk, der württembergisch-badische, der bayrische und der Harzer Bezirk beteiligt. Im Siegerländer und Peiner Bezirk ist die Förderung nicht so beträchtlich gesteigert worden. Die Förderung aus dem ostmärkischen Vorkommen machte 1937 mengenmäßig etwa ein Fünftel der Förderung im alten Reichsgebiet aus. Die nächsten Jahre werden ein weiteres, gewaltiges Aufsteigen der deutschen Eisenerzförderung bringen.

Die Roheisen- und Rohstahlerzeugung hat seit 1933 eine noch größere Zunahme erfahren. In der Roheisenerzeugung ist fast die Erzeugung des Jahres 1913 mit 19,3 Millionen Tonnen (einschließlich Luxemburg) im Jahre 1938 mit 18,5 Millionen Tonnen erreicht. Sie steht damit an erster Stelle in Europa und wird in der Welt nur von der Vereinigten Staaten von Amerika mit 19,6 Millionen Tonnen übertroffen. Das ist um so bemerkenswerter, als die Weltproduktion an Roheisen gegenüber dem Vorjahr um 20 % und gegenüber 1929 um 16 % zurückgegangen ist. Die deutsche Rohstahlerzeugung übertrifft mit über 23 Millionen Tonnen bereits die Höhe des Jahres 1913 (19,1 Millionen Tonnen). Auch damit steht das Deutsche Reich an erster Stelle in Europa, an zweiter Stelle in der Welt hinter Nordamerika. Das Deutsche Reich gehört somit zu den wenigen Ländern, die ihre Erzeugung weiter steigern konnten.

Die kommenden Jahre werden angesichts der gestellten Aufgaben dem Kohlen- und Erzbergbau eine wesentliche Erhöhung ihrer Förderung bringen und damit Menschen und Mittel in noch viel stärkerem Maße als bisher in den Produktionsprozeß einspannen.

Die Gewinnungsstätten von Kohle und Erz sind über das ganze Deutsche Reich verstreut, wobei der Westen und Süden des Reiches eine besondere Häufung aufweisen. Im Osten liegen das nieder- und oberschlesische Steinkohlenrevier, das Niederlausitzer Braunkohlenrevier und das Schmiedeberger Eisenerzvorkommen, in der Ostmark des Reiches das Eisenerzvorkommen von Steiermark. Die ganze Norddeutsche Tiefebene hat bis heute noch keine bergbaulichen Gewinnungsstätten aufzuweisen. Mitteldeutschland beherbergt das große mitteldeutsche Braunkohlenvorkommen mit den Revieren Halle, Bitterfeld, Merseburg, Oberböblingen, Luckenau, Altenburg und Borna, weiter die sächsischen Steinkohlenvorkommen, die wichtigen Eisenerzvorkommen von Isere und Salzgitter sowie das Harzer und Thüringer Eisenerzvorkommen. Im Sudetengau haben wir noch an dem Südabhang des Erzgebirges das böhmische Braunkohlenvorkommen. Die größten und bedeutendsten Steinkohlenvorkommen liegen im Westen des Reiches — das Ruhrrevier, das Aachener Revier und das Saarrevier. Nahe unserer Westgrenze liegen auch der große rheinische Braunkohlenbezirk und die wertvollen Eisenerzvorkommen des Siegerlandes und des Lahn-Dill-Gebietes. An der Südwestgrenze bei Donaueschingen treffen wir auf das badisch-württembergische Doggererzvorkommen. Schließlich bleiben noch die württembergischen, bayrischen, hessischen und die westfälischen Eisenerzvorkommen im Weser- und Wiehengebirge, am Schafberg, Hügell und Sauerland zu erwähnen.

Man kann füglich nicht behaupten, daß die für das Deutsche Reich so bedeutungsvollen Vorkommen von Kohle und Eisen besonders günstig gelegen sind, wenn man die wehrpolitische Lage ins Auge faßt. Die Vorkommen im Osten des Reiches liegen zum überwiegenden Teil hart an der Grenze, ebenso das süddeutsche Braunkohlenvorkommen und die sächsischen Steinkohlenvorkommen. Die weitaus wichtigsten Steinkohlenvorkommen, das große rheinische Braunkohlenvorkommen wie auch die Lagerstätten recht umfangreicher bzw. wertvoller Eisenerzvorkommen sind ebenfalls im Grenzgebiet oder ihm sehr nahe gelegen. Im Herzen des Reiches liegen eigentlich nur die mitteldeutschen und niederländischen Vorkommen von Braunkohle und Eisenerz.

Des Reiches Grenzen zu Erde, Luft und Wasser schützt heute ein eherner Wall, zu dem Kohle und Erz das Material gaben. Hinter diesem Wall aus Stahl und Eisen sitzt gerade in den Montangebieten des Grenzlandes ein Menschenschlag von besonderem Holz — Menschen, denen der Boden mehr bedeutet als nur Wohnstätte, Menschen, die sich mit diesem Boden durch ihre Arbeit verwachsen fühlen. Denn der Bergmann ist mit dem Boden, mit seiner Lagerstätte in ähnlicher Weise verwurzelt wie der Bauer. Leider hatte sich durch das Hereinfluten berufs-, orts- und landfremder Elemente in den Bergbau in der Nachkriegszeit der Stand des Bergmannes grundlegend verändert. Es erging ihm ähnlich wie dem Bauern. Mit der Machtübernahme hat sich auch hier ein Wandel vollzogen. Der Gelegenheitsarbeiter, der heute hier und morgen da seinem Erwerb nachging, ist heute schon so gut wie verschwunden. Aus dem Bergarbeiter wird wieder der Bergmann, in dem sich deutsche Wesensart, jenes seltsame Gemisch von Romantik und stählernem Arbeitswillen am meisten offenbart.

Mag also die geographische Lage so mancher unserer Vorkommen von Kohle und Erz unter wehrpolitischem Gesichtswinkel auf den ersten Blick auch ungünstig erscheinen — heute schützt ein Wall von Eisen und Stahl auch die Grenzlande des deutschen Raumes, die — wie wir sahen — im Osten, Süden und Westen des Reiches Gebiete sind, die für unsere Wehrwirtschaft und damit für unsere Stellung in der Welt die dafür wichtigsten Faktoren bergen:

Kohle und Eisenerz.

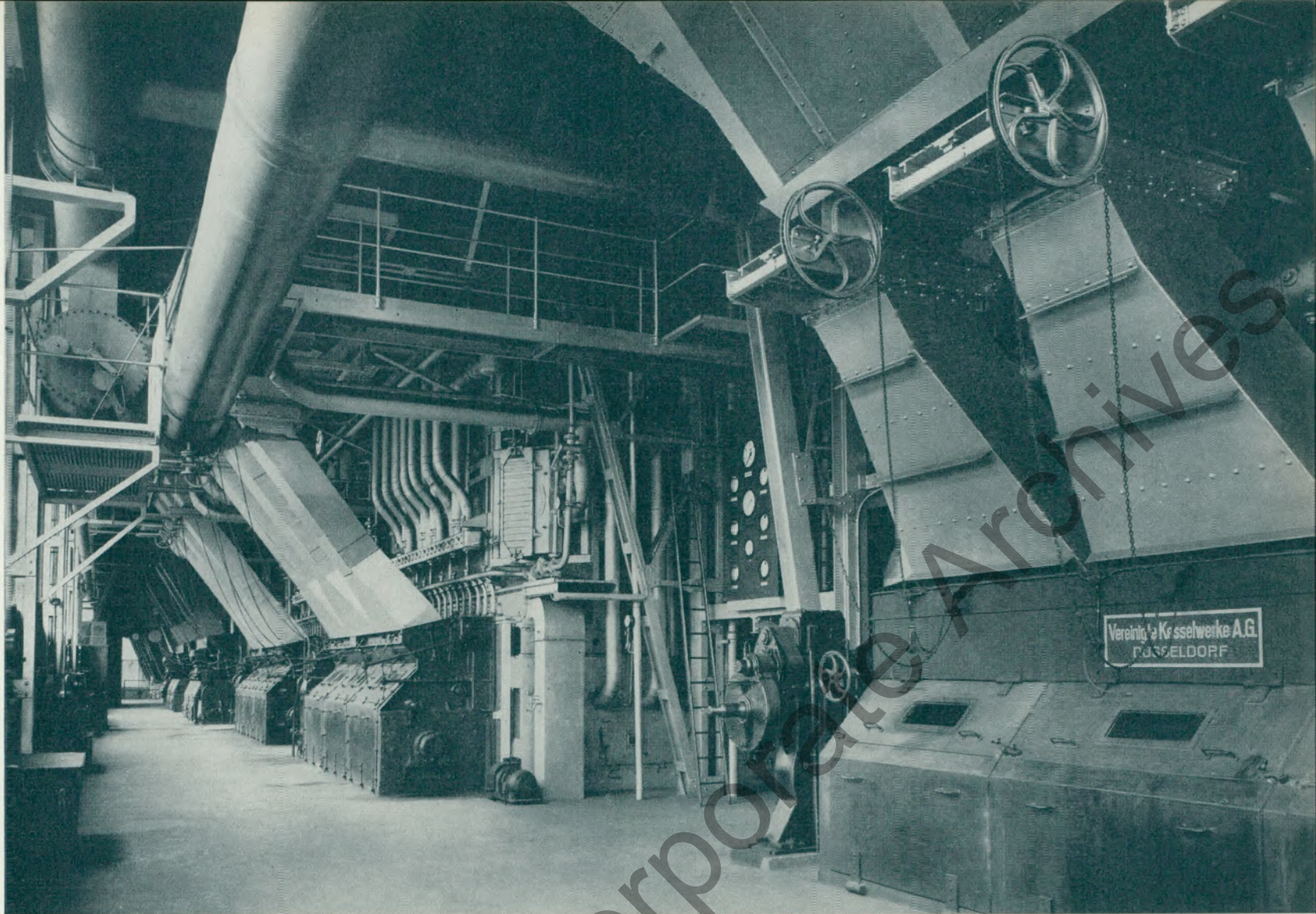


Bild: Kartosta.

Kesselhaus der Zeche Minister Stein.
(Gelsenkirchener Bergwerks-A.G. - Vereinigte Stahlwerke A.G.).

Nur eine Luftblase . . .

Ausgewählte Szenen aus dem beim Hörspielwettbewerb des Reichssenders Köln mit einem 1. Preis ausgezeichneten Hörspiel von W. Sandkühler, Wärmeingenieur der Zeche Minister Stein, G.B.A.G., Dortmund*.

Kurze Inhaltsangabe der vorhergehenden Szenen: Die Handlung spielt im Kesselhaus irgendeiner westfälischen Großzeche. Durch Versagen des Temperaturreglers der Wassereinigung ist das Speisewasser unzulässig hoch erhitzt worden. Die Speisepumpen saugen kein Wasser an, da sich irgendwo in der Saugleitung durch Entgasung des Wassers eine Luftblase abgeschieden hat. Eine Kesselerxplosion droht. Nach mehreren erfolglosen Bemühungen, die Luftblase zu entfernen, versucht man jetzt, in aller Eile die Saugleitung anzubohren, um die Blase herauszubekommen. Schulte, Tagesbetriebsführer, sowie Stracke, Maschinenfahrsteiger über Tage, und Möller, der Wärmeingenieur, treffen die nötigen Anordnungen.

II. Szene, 8. Auftritt.

Im Kesselhaus derselben Anlage.

Schulte, Stracke, Möller, Kesselwärter Schröder, Kesselschmiede Lang, Böhm, König.

Möller (kommt vom Telefon zurück).

Schulte: „Wer war da am Apparat, Möller?“

Möller: „Grubenbetriebsführer Grote. Rief von der 650-Meter-Sohle an. War besorgt um seine Belegschaft. Da macht ihm schon irgend so ein Kunde die Leute unruhig. Einige wollten schon herausklettern . . . 650 Meter hoch auf den Leitern im Schacht. Ich habe ihn dringend ge-

* Vgl. „Das Werk“ 1939, Heft II, Seite 69 bis 72.

beten, er solle seine Leute festhalten, noch wäre keine Gefahr . . .“

Schulte: „Richtig, richtig! 'n paar sind doch immer dabei, die gleich kopflos werden. Aber die alten vernünftigen Bergleute wissen doch selber zu gut, daß noch keine große Gefahr droht, solange die Bewetterung einigermaßen kloppt. Und für den Notfall können sie immer noch klettern . . . (aufend) Na?! Wie geht's denn dahinter mit eurer Bohrcerei? Mal vorwärts! Eure Kumpels in der Grube werden schon ungeduldig!“

Schröder (hinzukommend): „Herr Betriebsführer, das Wasser ist ganz weg aus'm Wasserstandsglas . . .“

Schulte: „Granatenhagelgewitterdonnerkeil! Ist gut, Schröder, gehn Sie wieder auf Ihren Posten! ... Wenn jetzt nicht bald etwas passiert, Möller, dann werden uns gleich die Brocken um die Ohren fliegen. Wir werden doch dazu übergehen müssen, einen direkten Kaltwasseranschluß vor den Pumpen vorzusehen. Selbst auf die Gefahr hin, daß uns eines Tages im Falle der Not durch das plötzliche Abschrecken mit dem kalten Wasser die Vorwärmerrohre plagen —“

Möller: „Ich glaube, ich schnappe mir auch eine Bohrmaschine und helfe mit bohren...“

Schulte: „Nein, nein, lassen Sie nur! Es sind Leute genug da. Bleiben Sie nur hier!“

Möller (nerös werdend): „Dieses untätige Herumstehen und Zusehen halte ich auf die Dauer auch nicht mehr aus! Mir kribbelt es schon in den Fingern.“

Schulte: „Nur Ruhe, Ruhe! Waren Sie im Felde beim Sturmangriff auch immer so sicherig? Was sollen erst die Leute tun, wenn wir schon die Besinnung verlieren? — Da kommt Stracke zurück. Na, Stracke, was ist?“

Stracke (zurückkommend): „Drei Löcher haben wir schon in das Bogenstück gebohrt. Der letzte Mann ist auch gleich fertig. Soll mich mal wundern, was...“

Möller (einfallend): „Da ... da ... gerade ist er durch! Der Bohrer rutscht bis ans Futter hinein...“

Stracke: „Na? ... Es kommt ja kein Wasser...?“

Möller: „Was ist das denn...?“

Schulte: „Ich glaube, wir haben es...!“

Möller: „Donnerwetter, dauert das lange, bis das erste Wasser ausströmt!“

Stracke: „Da sitzt verdammt 'ne ganze Pferdekarte voll Luft drin!“

Möller } (schreiend): „Da ... da ... ist es ...!“
Stracke }

Lang (entfernt rufend): „Luft ... raus ...!“

Stracke: „Holzspinn in das Loch! Schnell, schnell! Da, jetzt haut er sich auch noch vor Aufregung auf die Finger...“

Stracke: „So! Gut! Druckschieber auf!“

Lang, König: „Hau — hau — feste...“

Böhm (entfernt schreiend): „Sie saugt ... Belastung steigt...!“

Lang, König (beim Drehen des Schieberrades): „Feste... feste...“

Böhm (entfernt schreiend): „— 50 Kubikmeter — 70 —
— 80 — 100 — 120 — 150 — 170 Kubikmeter!“

Alle: „Sie läuft ... sie läuft...“

Schulte: „Herr Möller, rufen Sie eben das Kraftwerk an: 50 000-Kubikmeter-Luftkompressor langsam wieder anfahren! Wenn die Grube erst mal wieder Preßluft hat, wird sie sich wohl langsam beruhigen ... Wenn der Dampfdruck genügend stabil ist, nach und nach wieder Last aus dem Netz aufnehmen. Ich rufe unterdessen den Assessor an, damit er im Bilde ist.“

(Kurze Pause mit Schallkuffe.)

III. Szene, 1. Auftritt.

Im Dienstzimmer Strackes.

Stracke, Möller.

Anfrage: „Die Handlung spielt wieder im Dienstzimmer des Maschinenfahrsteigers über Lage wie zu Beginn des Stückes.“

(Möller und Stracke hereinkommend.)

Möller: „So, mein lieber Stracke, das hätten wir mal wieder geschafft... Vergessen Sie bitte nicht, Ihre Stulle zu beerdigen... Ich werde Ihnen dabei zusehenderweise Gesellschaft leisten und mich freuen, wenn es Ihnen schmeckt.“

Stracke: „Wird mir direkt eine Wonne sein, Möller...“

Stracke: „Haben Sie denn schon gefrühstückt, Möller?“

Möller: „Ne, mir ist vorläufig der Appetit vergangen.“

Stracke: „Ach was! So'n bißchen Krawall! Da dürfen Sie nichts von wissen...“

Möller: „Na, ich möchte doch mal wissen, was uns dieses bißchen Krawall um diese verfluchte Luftblase gekostet hat... Was meinen Sie?“

Stracke (kauend): „Nicht zu knapp...“

Möller (nachdenklich): „Na, sagen wir mal... 20 000 Mark ... an verlorenem Volksvermögen...“

Stracke (kauend): „Na, na! Ist das nicht etwas viel...?“

Möller: „Na, etwa nicht? ... Also, wir fördern jeden Tag rund 7000 Tonnen Kohlen. Die Förderung wird heute heruntergehen, sagen wir, auf 6500 Tonnen, günstig gerechnet. Verlust also: 500 Tonnen Kohlen. Rechnen Sie mal mit rund 20 Mark die Tonne, sind 10 000 Mark Verlust für die Volkswirtschaft. Die anderen sechs Zechen unserer Gesellschaft, welche an unser Kabelnetz angeschlossen sind, haben ebenfalls daneben gelegen; nehmen wir also, wenig gerechnet, das Doppelte an Verlust an. Macht 20 000 Mark verlorenes Volksvermögen ... Stimmt's?“

Stracke (kauend): „Ungefähr wird's ... hinkommen.“

Möller: „Aber gestreut habe ich mich über unsere Leute. Wie die da ranwachsen! Wie die jungen Götter! Jeder einzelne 'ne Perle ... Das alte Lied: Wie man sich seine Leute zieht, so hat man sie. Genau wie beim Militär ... Läßt man sie mechanisch Befehle ausführen, kann man bei 'dicker Luft' nicht verlangen, daß sie selbst denken...“

Stracke (kauend): „Ich höre einen alten Soldaten philosophieren...“

Möller: „Ich will hier keine Binsenweisheiten wiederkauen; aber das werden Sie doch selber sagen, daß zwischen Soldatentum und Arbeitertum sehr viele Parallelen möglich sind! Hier, wie dort, darf nur absolute Disziplin herrschen; hier, wie dort, darf nur einer kommandieren, und alle anderen haben zu gehorchen. Dafür trägt jener aber auch die ganze Last der Verantwortung. Das werden Sie mit zugeben müssen, Vortrefflichster aller Maschinenfahrsteiger, daß es ja sehr schön ist, daß wir die Störung so schnell behoben haben, ohne größeren Bruch zu machen. Aber, Ehre, wem Ehre gebührt: Wo wären wir geblieben, wenn unsere Belegschaftsmitglieder nicht soviel Haltung, Besonnenheit und Disziplin bewahrt hätten! Jeder einzelne selbst überlegt hätte... Das ist der höchste Grad der Vollkommenheit, den ein Betrieb erreichen kann, wenn die ganze Belegschaft wirklich mitarbeitet ... Wenn ich so etwas sehe, habe ich direkt ein feinschmeckerisches Gefühl auf der Zunge...“

Stracke (kauend): „Hahaha! Sie Feinschmecker! Bei Ihrer spitzen Zunge direkt 'n Kunststück...“

Möller: „Lachen Sie nicht, Verehrtester! Erstens ist die spitze Zunge sehr vonnöten, wenn ich hier die Hefe im Sauerteig sein soll, und zweitens denken Sie ja doch genau so wie ich! Männer erziehen ist ja viel schöner als Kinder erziehen! Männer machen, keine Milchknaben... Stimmt's? Hab ich recht? Horchen Sie mal in Ihre schöne Maschinenfahrsteigerseele hinab...!“

Stracke (kauend): „Natürlich haben Sie recht, verehrtester Kalorienjäger...“

Möller: „Na, siehste! Aber nun verdrücken Sie nur Ihre Stulle! Sie haben sie redlich verdient...“

(Bei den letzten Worten langsam abblenden.)

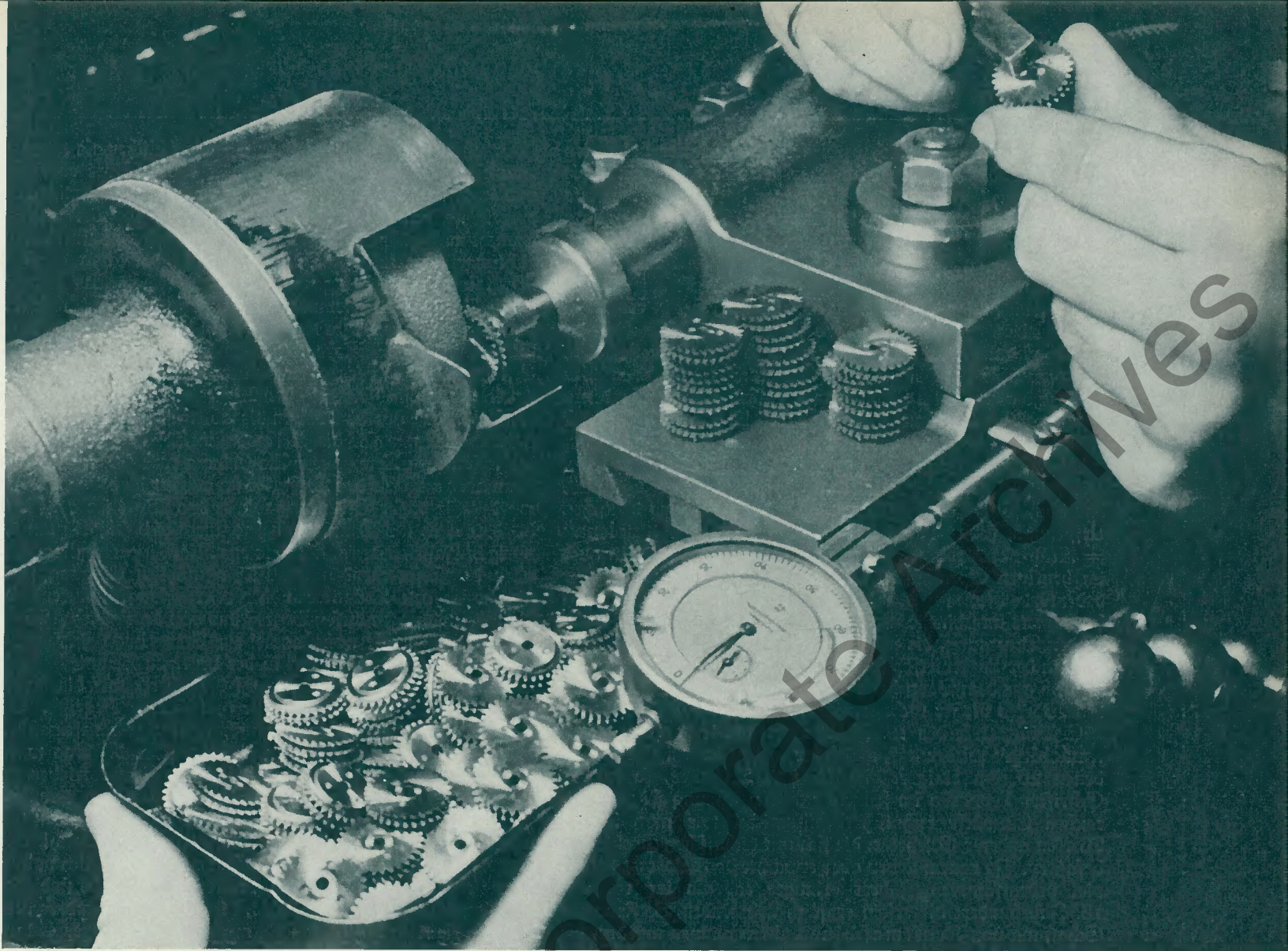
Gong.

Ende des Spieles.



Kesselhaus der Zeche Zollern I.
Gelsenkirchener Bergwerks-AG. - Vereinigte Stahlwerke AG.

Lichtbild: Karlofska.



Lichtbild: Göllner.

Feinmechanikerarbeit in einer Schreibmaschinenfabrik.

Von der „Maschine“ zum „Motor“.

Ein Beitrag zum Kapitel „Sprache und Technik“ von Dr. D. D. Potthoff.

Daß die Technik ihre Fachausdrücke zum großen Teil fremden, besonders den alten Sprachen entnommen hat, ist durch den Gang der geschichtlichen Entwicklung bedingt. Die Technik der europäischen christlichen Kulturvölker schloß sich an die des Altertums an, sie ist gleichsam deren Fortsetzung, denn mit den Hilfsmitteln und Verfahren, die schon bei den Alten bekannt gewesen waren, wurden von jenen dann auch die Wörter dafür übernommen, die sich auch in der Sprache der späteren Nationen mehr oder weniger veränderten.

So stammt zum Beispiel das Wort „Maschine“, bei allen deutschsprechenden Völkern zweifellos der wichtigste und meistgebrauchte Fachausdruck im Wörterbuch der Technik, aus dem Griechischen und ist abgeleitet von *mechané* (Betonung auf der letzten Silbe), was soviel wie Hilfsmittel, Werkzeug oder künstliche Vorrichtung bedeutete und für die noch verhältnismäßig einfachen technischen Verfahren der Alten vielfache Anwendung fand. Von den Griechen übernahmen zunächst die Römer das Wort, in deren Sprache, dem Lateinischen, sich jenes zu *máquina* (Ton auf der ersten Silbe) wandelte und die immerhin schon fortgeschrittenen technischen Hilfsmittel und Vorrichtungen der römischen Bau- und sonstigen Tech-

niker bezeichnete. In dieser Bedeutung und Anwendung finden wir das Wort beispielweise in dem berühmtesten technischen Werk des Altertums, dem Buch „De Architectura“ (das heißt „Über die Baukunst“) des römischen Kriegsbaumeisters Vitruv, der zur Zeit des Kaisers Augustus lebte, als vielgebrauchter „terminus technicus“, das heißt Fachausdruck. Uns Heutigen ist die Verwendung des Wortes seitens der Alten besonders durch die Redensart „*deus ex machina*“ bekannt, die bei den Römern üblich war, um bei ihren Theaterspielen das plötzliche Erscheinen eines hilfreichen Gottes zu bezeichnen, der vermittels einer technischen Vorrichtung, also einer „*máquina*“, aus der olympischen Höhe auf die Szene herabgelassen wurde; die Redensart wurde dann allgemein üblich für das unvermutete Erscheinen einer hilfreichen Persönlichkeit überhaupt und wird in dieser Bedeutung auch von uns heute noch gebraucht.

Mit dem Untergang des Römerreiches im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, mit dem auch die altertümliche Technik zum größten Teil begraben wurde, verschwand dann das Wort so gut wie gänzlich aus dem Sprachschatz der europäischen Nationen, um nur noch in den Wörterbüchern der Gelehrten

fortzuleben. Für die auch bereits im Mittelalter bekannten und verwandten einfachen maschinellen Vorrichtungen, wie Mühlwerke, Pressen, Göpel usw., war das Wort jedenfalls nicht üblich, vielmehr wurde es damals im Deutschen fast ganz durch das Wort Mühle vertreten, das die technische und Sachbezeichnung für alle möglichen Arten von Räderwerken war, sowohl die durch Menschen- oder Tierkraft betriebenen, wie diejenigen, die durch Wind- oder Wasserkraft in Gang gesetzt wurden. In diesem Sinne sprach man nicht nur von Wind- und Wassermühlen, sondern auch von Papiermühlen, Lumpenmühlen, Walkmühlen, Nagelmühlen, Sägemühlen usw., und auch die im Laufe des 18. Jahrhunderts erfundenen Textilmaschinen, die ursprünglich ebenfalls durch Wasserkraft betrieben wurden, mußten es sich gefallen lassen, als Spinnmühlen, Webmühlen, Bandmühlen usw. bezeichnet zu werden. Hierbei sei bemerkt, daß übrigens auch das Wort „Mühle“, das doch so gut deutsch klingt, dennoch keineswegs deutschen Ursprungs, sondern aus dem lateinischen Wort „molena“ = Mühle entstanden, also nur ein Lehnwort ist, das ja auch im heutigen Sprachschatz der Technik noch immer eine sehr bedeutende Rolle spielt. Die als Göpel oder auch als Gepel bezeichnete maschinelle Vorrichtung zur Erzielung einer rotierenden Bewegung, die wir schon früh im Bergbau, späterhin auch in der Landwirtschaft antreffen, leitet ihren Namen vermutlich aus dem Deutschen ab, doch ist der genauere Ursprung des Wortes bisher nicht ermittelt worden.

Erst im Laufe des 16. Jahrhunderts tritt das alte Wort „machina“ wieder auf, und zwar in den lateinisch geschriebenen Werken einiger Physiker und Techniker, so in den Schriften Leonardo da Vincis zur Bezeichnung seiner zahlreichen Entwürfe technischer Hilfsmittel wie auch in den Werken anderer Gelehrter, die sich mit technischen Problemen befaßten. Zu neuem Leben aber erwachte das Wort und einen viel bedeutungsvolleren Inhalt erlangte es, als im 17. und 18. Jahrhundert die ersten ernst zu nehmenden Versuche zur Schaffung von Kraftmaschinen unternommen wurden, die im wesentlichen in den Bemühungen zur Nuszbarmachung des Dampfes und zur Herstellung einer durch Dampfkraft betriebenen Maschine bestanden. Diese Versuche und die völlig andere Art der so entstehenden neuen technischen Hilfsmittel führten dazu, diese auch sprachlich von den älteren Vorrichtungen zu unterscheiden. In diesem Sinne griffen wohl zuerst französische Techniker und Erfinder auf das alte „machina“ zurück, das sie in der französisierten Form „machine“ zum Fachwort für die neuen, mit Naturkraft betriebenen Vorrichtungen erhoben. Von ihnen übernahmen auch die Engländer das Wort in derselben Form, das dann hier, in dem Mutterlande des Maschinenbaues, bald das allgemein übliche technische Fachwort wurde, nicht nur für die Dampfmaschine, sondern auch für die anderen neuartigen maschinellen Hilfsmittel, die im Laufe des 18. Jahrhunderts dort erfunden wurden, insbesondere auch für die neuen Textilmaschinen. Aus dem Französischen ging das Wort auch ins Deutsche über, wo es sich bald zu der Laut- und Schreibform „Maschine“ wandelte und zum ersten Male gedruckt in einem Wörterbuch aus dem Jahre 1695 vorkommt. Seitdem hat das Wort in allen Kulturländern seine Rolle als meistgebrauchter technischer Sachausdruck angetreten, der als solcher auch kaum durch ein anderes Wort ersetzt werden kann, einfach weil die heutigen Kultursprachen kein eigenes Wort für den damit bezeichneten Begriff geprägt haben. Im Deutschen hat das Wort durch seinen allgemeinen Gebrauch, dann aber auch durch seine Angleichung an den Lautcharakter unserer Sprache die Bedeutung eines Lehnwortes erlangt, dem wohl volles Bürgerrecht zugesprochen werden darf.

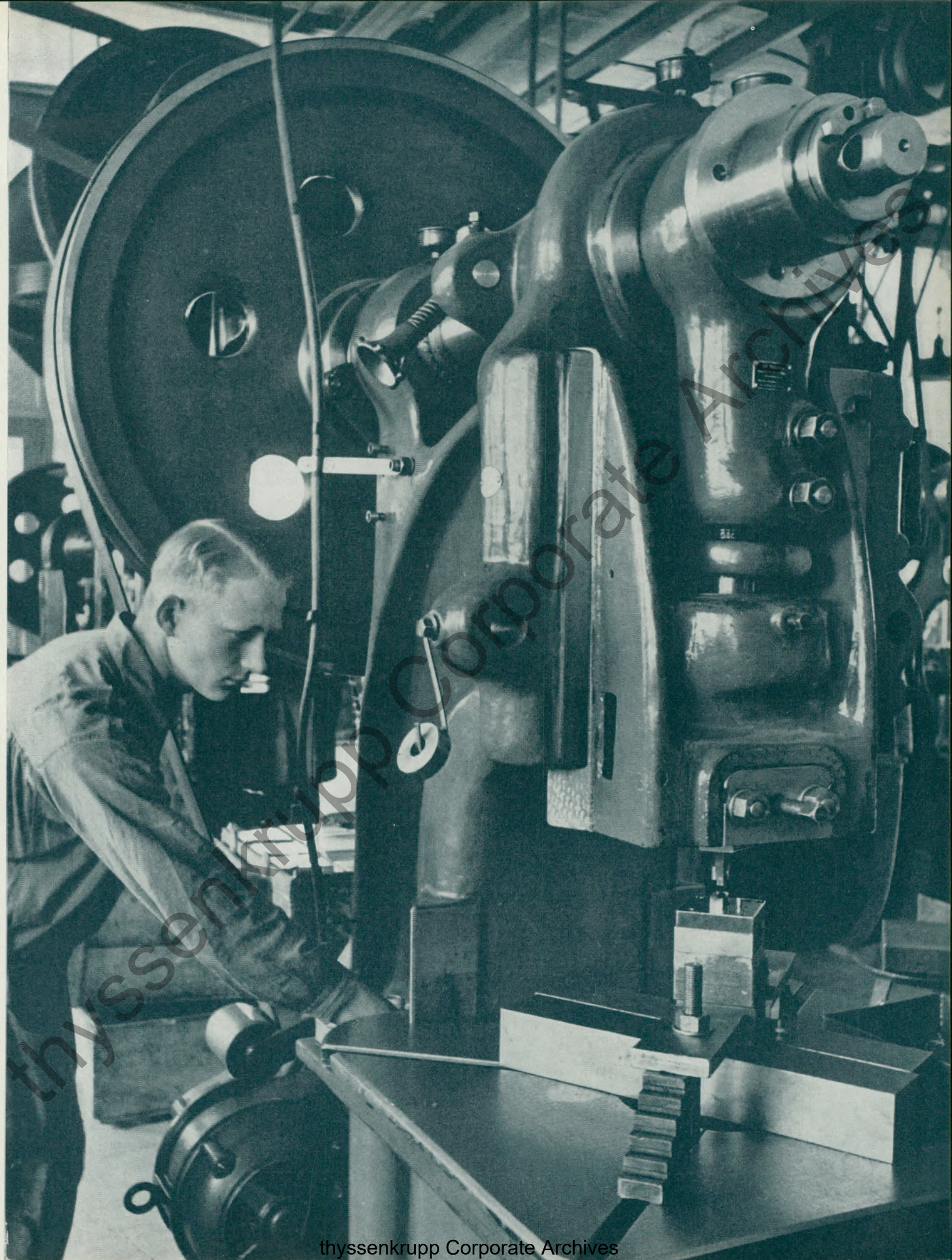
Für den Begriff Maschine hat das Englische außer „machine“ noch das Wort „engine“ aufgenommen, das dort kaum weniger als jenes gebraucht wird; „steam-engine“

(Dampfmaschine) ist beispielsweise sogar üblicher als „steam-machine“. Das Französische kennt dieses Wort ebenfalls, und zwar in der Form „engin“, das dort jedoch weniger allgemein ist, vorwiegend in der Bedeutung von Werkzeug gebraucht wird und nur in einzelnen Fällen auch maschinelle Vorrichtungen bezeichnet. Das französische wie das englische Wort sind hervorgegangen aus dem lateinischen „ingenium“, das bei den Alten soviel wie geistige Veranlagung, Scharfsinn und Erfindungsgeist bedeutete, dann aber auch das durch solchen Geist geschaffene technische Erzeugnis, die sinnreiche Erfindung bezeichnete und damit der Bedeutung des davon abgeleiteten englisch-französischen Wortes nabekam. Das Französische bildete überdies davon die Ableitung „ingénieur“, die ursprünglich nur für die Kriegsbaumeister und die Offiziere der technischen Truppe zur Anwendung kam (Genieoffiziere), dann aber auch für den Techniker im allgemeinen Sinne üblich wurde. In dieser Bedeutung wurde das Wort im 17. Jahrhundert auch ins Deutsche übernommen und seit Beginn des vorigen Jahrhunderts, als die neue Maschinentechnik auch in allen deutschsprechenden Ländern allmählich Eingang fand, üblich für den Techniker höherer Schulung, während bei den Engländern für diesen Begriff das von dem gleichen Wortstamm herrührende „engineer“ zur Anwendung gelangte.

Das Wort Maschine hat in der heutigen Technik doppelte Bedeutung: es bezeichnet sowohl die Werk- wie die Kraftmaschine, zwei technologisch sehr verschiedene Begriffe. Solange die Dampfmaschine die nahezu einzige Kraftmaschine war, war diese Doppeldeutigkeit kaum störend. Das wurde sie erst, als weitere Arten des maschinellen Kraftbetriebes entstanden, und um dem zu entgegen, bildete der technische Sprachgebrauch in dem Worte „Motor“ einen neuen Sachausdruck zur besonderen Bezeichnung der Kraftmaschine im Gegensatz zur Werkmaschine. „Motor“ ist lateinisch und bedeutet wörtlich: der Bewegte, drückt also Aufgabe und Verwendungsweise dieser Maschine, die dazu dient, andere Maschinen, die keine Motoren sind, anzutreiben, gut aus. An und für sich trifft das Wort auf jede Art der Kraftmaschine zu, doch hat der Sprachgebrauch es mit sich gebracht, daß ganz überwiegend die neueren Kraftmaschinen, die Explosionsmotoren, im Gegensatz zur älteren Dampfmaschine mit jenem Wort belegt werden, wodurch eine sprachlich und begrifflich sehr zweckmäßige Unterscheidung getroffen worden ist. In diesem Sinne ist das Wort „Motor“ seit etwa einem halben Jahrhundert in der Technik üblich geworden und hat trotz seines Charakters als Fremdwort infolge seines allgemeinen Gebrauches nahezu die Geltung eines Lehnwortes erlangt. Auch dieses Wort kann kaum durch ein entsprechendes deutsches Wort ersetzt werden; die vorgeschlagene wörtliche Übersetzung „Bewegter“ ist viel zu allgemein und kann auch alle möglichen anderen Bewegungsvorgänge, die mit der Technik überhaupt nichts zu tun haben, bezeichnen; daher hat auch der Verein Deutscher Ingenieure, der heute energisch ans Werk gegangen ist, aus dem technischen Sprachgebrauch überflüssige oder ersetzbare Fremdwörter auszukehren, sowohl „Motor“ wie „Maschine“ unbeanstandet gelassen. Dagegen muß auf eine Sprachsünde hingewiesen werden, die sich die meisten Techniker zuschulden kommen lassen, indem sie das Wort „Motor“ auf der letzten Silbe betonen. Das ist durchaus falsch, das Wort muß, richtig ausgesprochen, auf der ersten Silbe betont werden, wie es bei entsprechend ähnlichen Fremdwörtern, wie Rektor, Lektor, Autor usw., ebenfalls geschieht. Anscheinend hat man sich zu dieser sprachlichen Verkehrtheit durch das französische „moteur“ verleiten lassen, das allerdings auf der letzten Silbe betont wird (ursprünglich sprach man auch bei uns „Moteur“ wie auch „Directeur“);

Nebenstehendes Bild: An der Stanzmaschine.

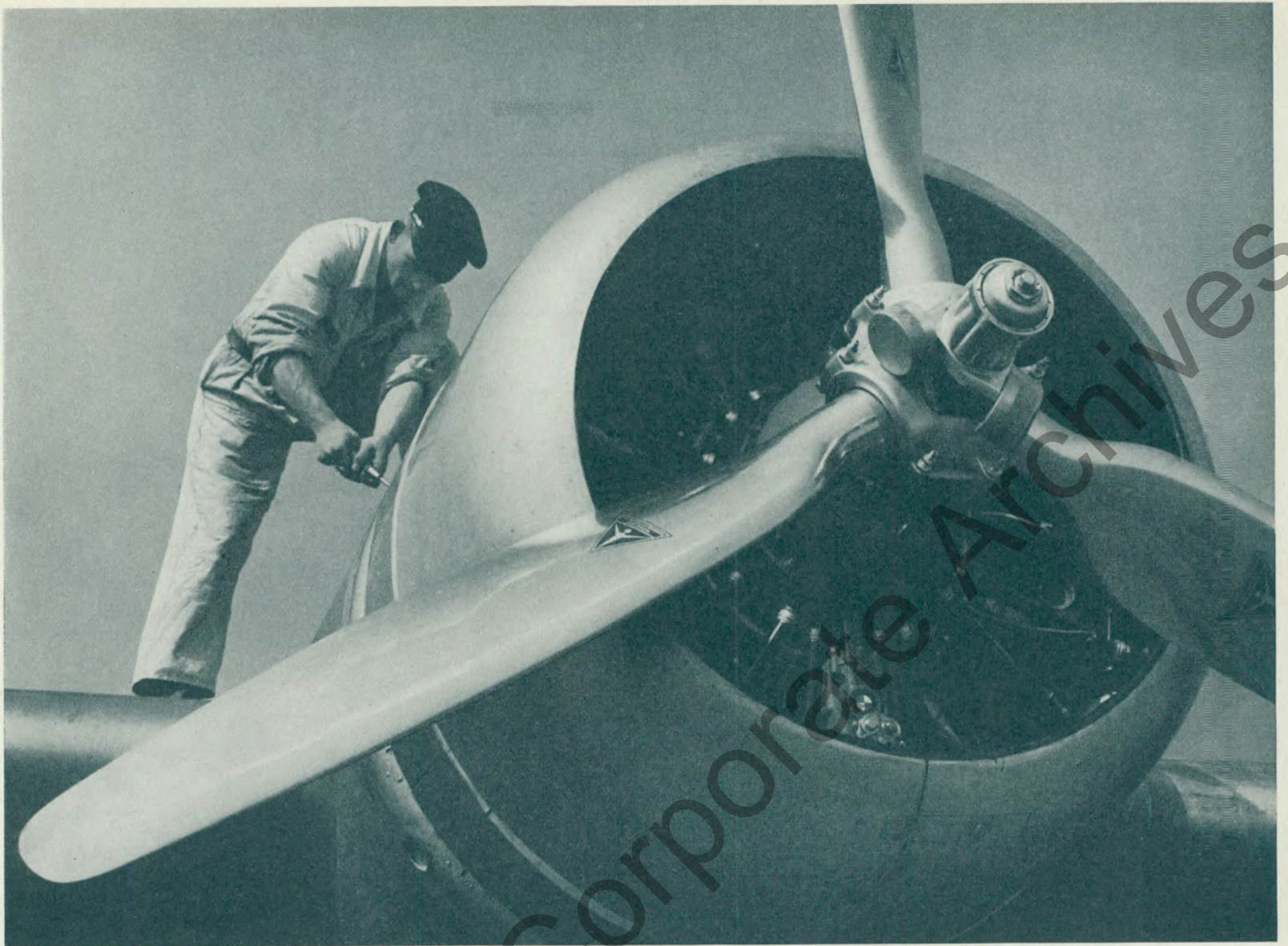
Lichtbild: Göllner.





Wagenbau der M. A. N., Nürnberg.

Bildfoto: Dr. Wolff u. Schäfer.



Lichtbild: Krüger.

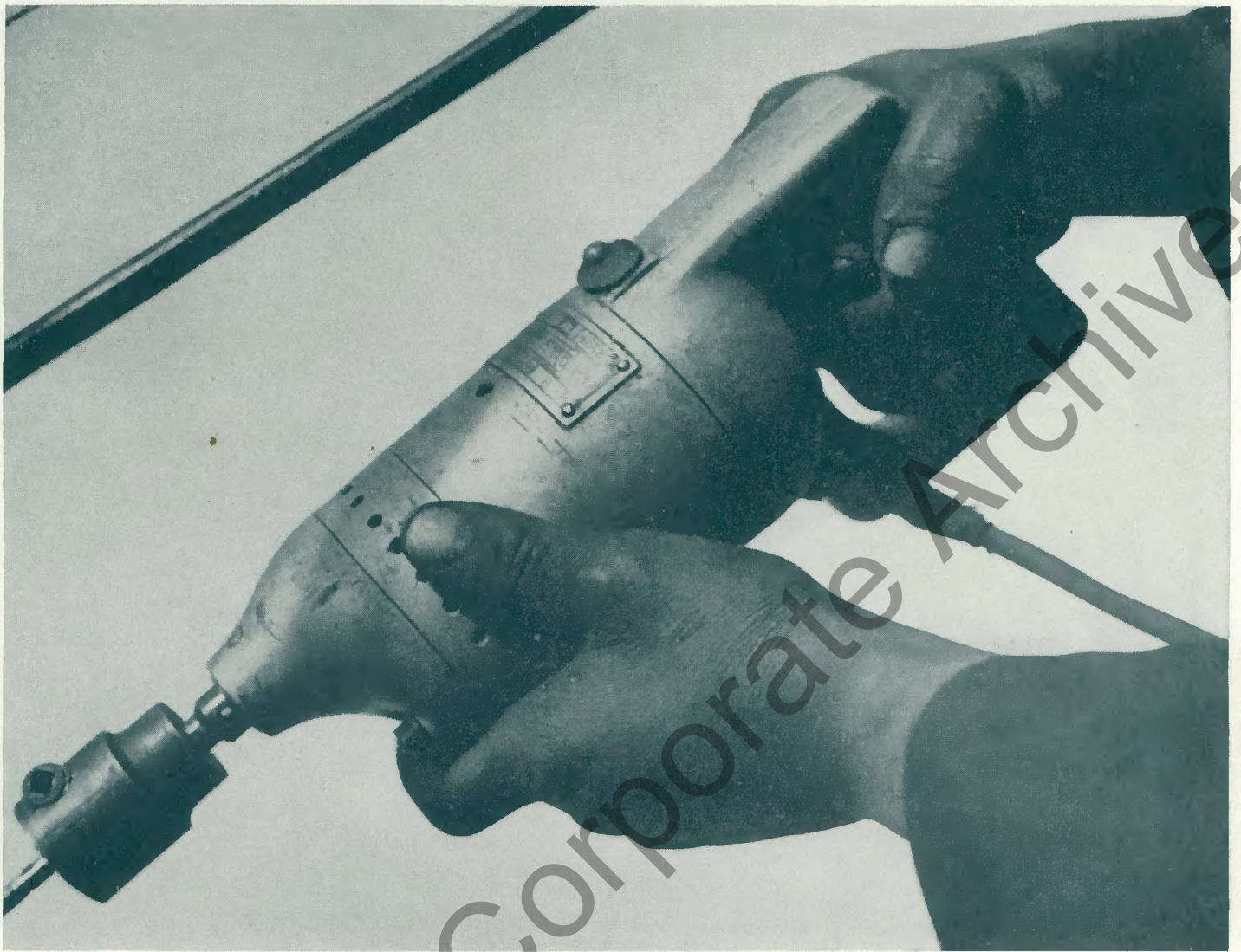
Monteur am 800-PS-Motor der Ju 86.

im deutschen Sprachgebrauch aber muß das Wort *Mótor* lauten.

Erst mit der Erfindung und Einführung der Dampfmaschine kam auch das Wort *Dampf* zu seiner heutigen technischen Bedeutung. Dieses Wort ist gut deutschen Ursprungs und abgeleitet von einem mittelhochdeutschen Wort „*dimpfen*“ = rauchen, womit man das Aufsteigen von Rauch sowohl aus schwelendem Feuer wie auch aus kochendem Wasser bezeichnete. Auch das englische Wort für Dampf, „*steam*“, und das verwandte holländische „*stoom*“ bezeichneten ursprünglich nur den Feuerrauch und kamen ebenfalls erst durch die Dampfmaschine zu ihrem viel weitergehenden heutigen Sinn in der Technik. In den Neubildungen „*Dampfhammer*“, „*Dampfpflug*“, „*Dampfer*“ usw. hat die Technik gute deutsche Fachbezeichnungen geprägt, die als schöne Bereicherung unseres Sprachschatzes gelten dürfen. Die französischen Techniker bezeichneten das neue Betriebsmittel als „*vapeur*“ (nach dem lateinischen „*vapor*“ = Dampf) und demgemäß die neue Maschine als „*machine à vapeur*“. Das Wort ging in der Form „*vapour*“ auch ins Englische über, wo es jedoch weniger technische Bedeutung hat, als mehr den Dampf für Koch- und Heizzwecke im Hausgebrauch bezeichnet, und „*to have the vapour*“ bedeutet bei den Engländern keinesfalls mit Dampf betriebe arbeiten, sondern — Grillen fangen.

Wie „*Maschine*“ und „*Motor*“, so sind auch die Bezeichnungen für die meisten Unterarten der Kraftmaschine den

alten Sprachen entnommen. Dem Lateinischen entstammen die Namen der Lokomobile wie der *Lokomotive*, die beide aus den Wörtern *locus* = Ort und *mobilis* = beweglich zusammengesetzt sind und also soviel wie ortsbeweglich bedeuten im Gegensatz zu den „stationären“, das heißt den ortsfesten oder stehenden Maschinen. Die wörtliche deutsche Übersetzung jener Maschinennamen ist für den Sprachgebrauch etwas schwerfällig und hat sich nicht einbürgern können, dagegen haben wir die als *Traktoren* bezeichneten Maschinen (vom lateinischen *tractor* = Zieher) sehr gut als Zugmaschinen zu verdeutschen gelernt. Hier sei auch die dem Englischen entnommene früher allgemein übliche Bezeichnung „*Compound-Maschine*“ erwähnt, die heute durch die ausgezeichnete Verdeutschung „*Verbundmaschine*“ zum größten Teil verdrängt worden ist, ebenso wie auch das englische „*Economiser*“, das ganz unnötigerweise Jahrzehnte hindurch bei uns üblich war und — nebenbei gesagt — selbst von gebildeten Leuten sehr oft falsch ausgesprochen wurde, jetzt durch die wörtliche Übersetzung „*Sparer*“ oder nach der Verwendungsweise der betreffenden Maschine durch „*Vorwärmer*“ ersetzt ist. Lateinischen Ursprungs wiederum ist der Name der *Turbine*. Mit „*turbo*“ bezeichneten die Römer den Wirbelwind, dann aber auch allgemein eine wirbelnde oder kreisförmige Bewegung, und in dieser Bedeutung wurde das Wort als Bezeichnung der rotierenden Motoren in den technischen Sprachschatz aufgenommen. Die Elektrotechnik hingegen hat



Beim Bohren.

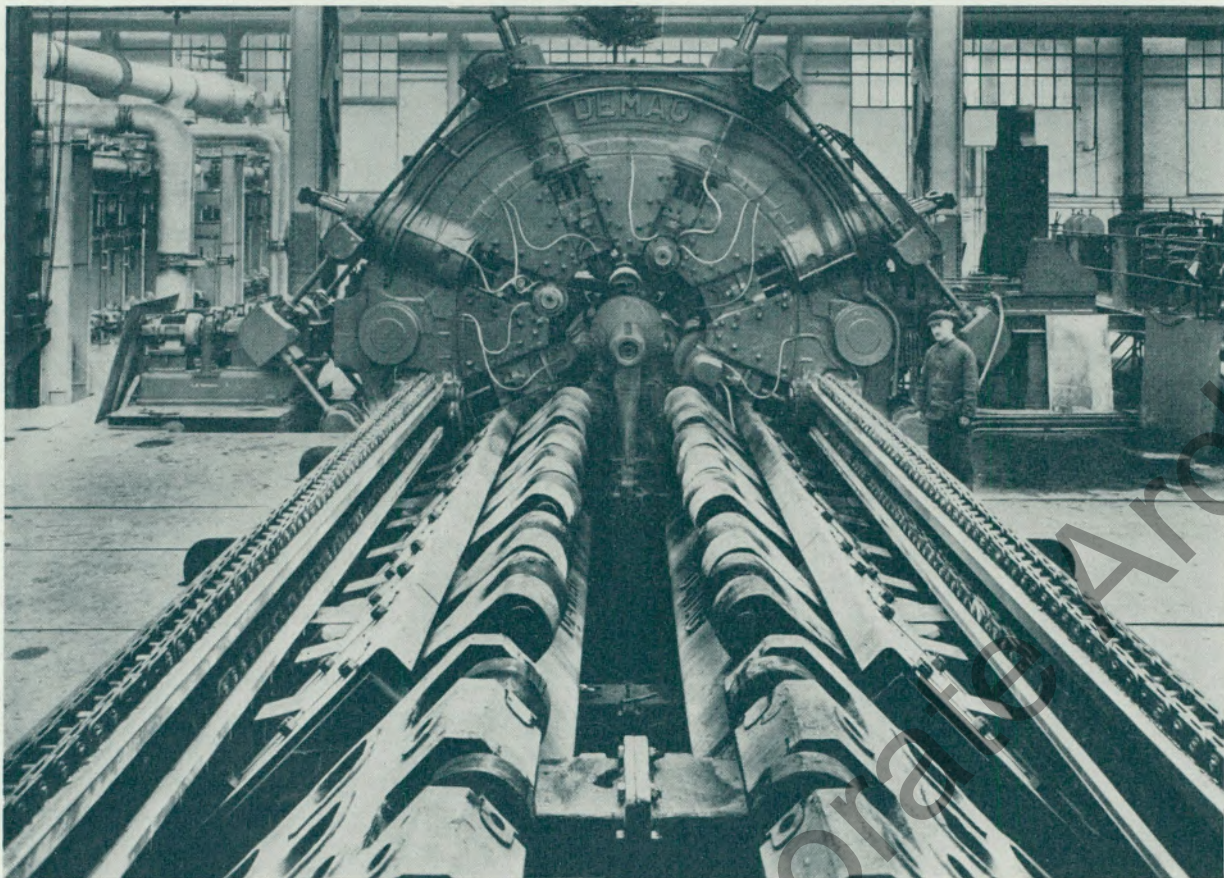
Bild: Scherdel.

die Bezeichnung für ihre wichtigste Kraftmaschine, den Dynamo, dem Griechischen entnommen; sie ist von „dynamis“ (Ton auf der ersten Silbe) = Kraft abgeleitet, wovon ferner auch das Dynamometer (Kraftmesser) wie auch die „Dyn“, in der Sprache der Physik und Technik das Wort für die Einheit der Kraft, ihren Namen haben.

Endlich sei noch ein mit der Maschinenteknik heute im engsten Zusammenhang stehender Begriff, die „Pferdestärke“, erwähnt, der auch sprachlich von Interesse ist. Das Wort stammt aus der Anfangszeit der Dampfmaschine; der Begriff ist von James Watt, dem „Vater der Dampfmaschine“, selbst festgelegt worden. Watt wurde hierzu durch den Umstand veranlaßt, daß zu seiner Zeit noch das Pferd die meistgebrauchte Arbeitskraft zum Antrieb von Maschinen in den gewerblichen Betrieben war, was es zweckmäßig machte, auch die Leistungen der neuen Kraftmaschine in derjenigen der tierischen Arbeitskraft auszudrücken. Eine Dampfmaschine sollte immer so und so viele Pferde ersetzen, also galt es, die Leistung eines Pferdes festzustellen. Durch einen angestellten Versuch ermittelte Watt, daß ein schweres Pferd bei größter Anstrengung eine Leistung von 550 englischen Fußpfund je Sekunde erreicht. Diese Leistung machte er zum Einheitsmaß auch für die maschinelle Arbeitsleistung und bezeichnete sie als „horsepower“, das heißt Pferdestärke. Dieses Maß wurde auch von den Technikern der anderen Länder

übernommen, wo sein Zahlenwert, entsprechend der Verschiedenheit der Grundmaße, allerdings sehr verschieden war. So war eine „Pferdestärke“ in Preußen gleich 480 preußischen, in Österreich gleich 430 Wiener „Sekundenfußpfund“, und in anderen Ländern war es noch anders. Alle diese Werte wichen jedoch nur wenig voneinander ab, und als dann im Maßwesen das internationale Dezimalsystem und mit diesem die Einheiten von Meter und Kilogramm zur Einführung gelangten, wurde nach internationaler Vereinbarung die „Pferdestärke“ auf den abgerundeten Wert von 75 Meterkilogramm je Sekunde festgelegt, der etwa dem Mittelwert jener verschiedenen Zahlenwerte entspricht. Für das englische „horsepower“ wurde bald das Zeichen HP symbolisch, das etwa bis Ende des vorigen Jahrhunderts in der ganzen Welt üblich war. In den deutschsprachigen Ländern ist seitdem das Zeichen PS als Abkürzung für „Pferdestärke“ üblich geworden, während der Holländer dafür PK (Abkürzung für „Paardekracht“) schreibt und der Franzose, der die Pferdestärke auch heute noch mit „cheval à vapeur“ (Dampfpferd) bezeichnet, dafür nach wie vor das englische Abkürzungszeichen gebraucht.

Die sprachlichen Bildungen, zu denen die Erfindung und Anwendung der Maschinen geführt hat, sind nicht das uninteressanteste Kapitel der Maschinenkunde und lassen den engen Zusammenhang, der auch zwischen Sprache und Technik besteht, deutlich erkennen.



Lichtbild: Deutsche Röhrenwerke.

Blick auf Walzenstände und Walzentisch des neuen Radialwalzwerkes
(Bauart Roedner), fertiggestellt im Jahre 1939.

Eine Spitzenleistung des Walzwerksbaues, das neue Radialwalzwerk „Roedner“ der Deutschen Röhrenwerke.

„Auf dem Werk Thyssen Mülheim (Ruhr) der Deutsche Röhrenwerke AG. ist im Radialwalzwerk eine neue Anlage zur Herstellung von Hohlkörpern bis zu 60 Tonnen Fertiggewicht, 18 Meter Länge und 1800 Millimeter Durchmesser fertiggestellt worden.“

Diese im letzten Geschäftsbericht der Vereinigten Stahlwerke 1937/38 neben vielen anderen technischen Angaben erschienene kurze Mitteilung gibt der Öffentlichkeit Kenntnis von einer technischen Leistung erster Ordnung. So konnte vor etwa vier Wochen das neue große Radialwalzwerk Roednerscher Bauart in Betrieb genommen werden, ein Ereignis, das — in aller Stille vor sich gegangen — in der Geschichte der deutschen Technik in Zukunft noch eine Rolle spielen dürfte.

Schon im Jahre 1927 erwarben die Vereinigten Stahlwerke ein durch eine Reihe von Patenten geschütztes Verfahren zum Walzen großer nahtloser Hohlkörper nach den Vorschlägen ihres Betriebsdirektors Roedner. Man schritt alsbald zum Bau einer Versuchsanlage, deren Ausführung die Demag AG. übernahm. Dieses Versuchswalzwerk war zunächst zugeschnitten auf die Herstellung von Hohlkörpern mit einem Fertiggewicht bis zu 7 Tonnen, bei einer größten Länge von etwa 6 Meter und einem äußeren Durchmesser von höchstens 1200 Millimeter. Die Inbetriebnahme dieses Versuchswalzwerks erfolgte trotz aller Schwierigkeiten, die sich aus dem damaligen allgemeinen wirtschaftlichen Niedergang ergaben, im Jahre 1930.

Das Prinzip der Radialwalzung beruht auf einem in ein kontinuierliches Verfahren umgewandelten Schmiedeverfahren, bei dem eine Anzahl von Arbeitswalzen auf den als

Ausgangsstück dienenden Hohlblock nacheinander einwirkt und diesen in seiner Längsrichtung ausstreckt. Die Wanddicke des außen und innen abgedrehten Hohlblocks beträgt ein Vielfaches und die Länge einen Bruchteil der Länge des zu erzeugenden Hohlkörpers.

Es würde in diesem Zusammenhang zu weit führen, auf die technischen Einzelheiten, so interessant sie für den Ingenieur und Hüttenfachmann auch sind, näher einzugehen. In zielbewusster Arbeit gelang es schließlich, mit Hilfe des Versuchswalzwerks das kontinuierliche Schmiedeverfahren wesentlich zu verändern und so weit zu verbessern, daß statt der Stücke mit dem Höchstgewicht von 7 Tonnen solche mit einem Gewicht bis zu 24 Tonnen ausgewalzt werden konnten. Nachdem auf dem ersten Versuchswalzwerk etwa 850 Hohlkörper gewalzt und an Verbraucher geliefert worden waren, schritt man zum Bau einer neuen Walzwerksanlage, bei der die Verbesserungen und Erfahrungen des Versuchswerks weitgehend Anwendung fanden. So wurde in enger Zusammenarbeit mit der Demag ein Walzwerk fertiggestellt, das als Spitzenleistung des deutschen Walzwerksbaues und wohl des Walzwerksbaues überhaupt angesehen werden kann. Mit dieser Anlage konnte nun ein regelrechter Fabrikationsbetrieb aufgenommen werden.

Das neue Werk ist in der Lage, Hohlkörper mit einem Stück-



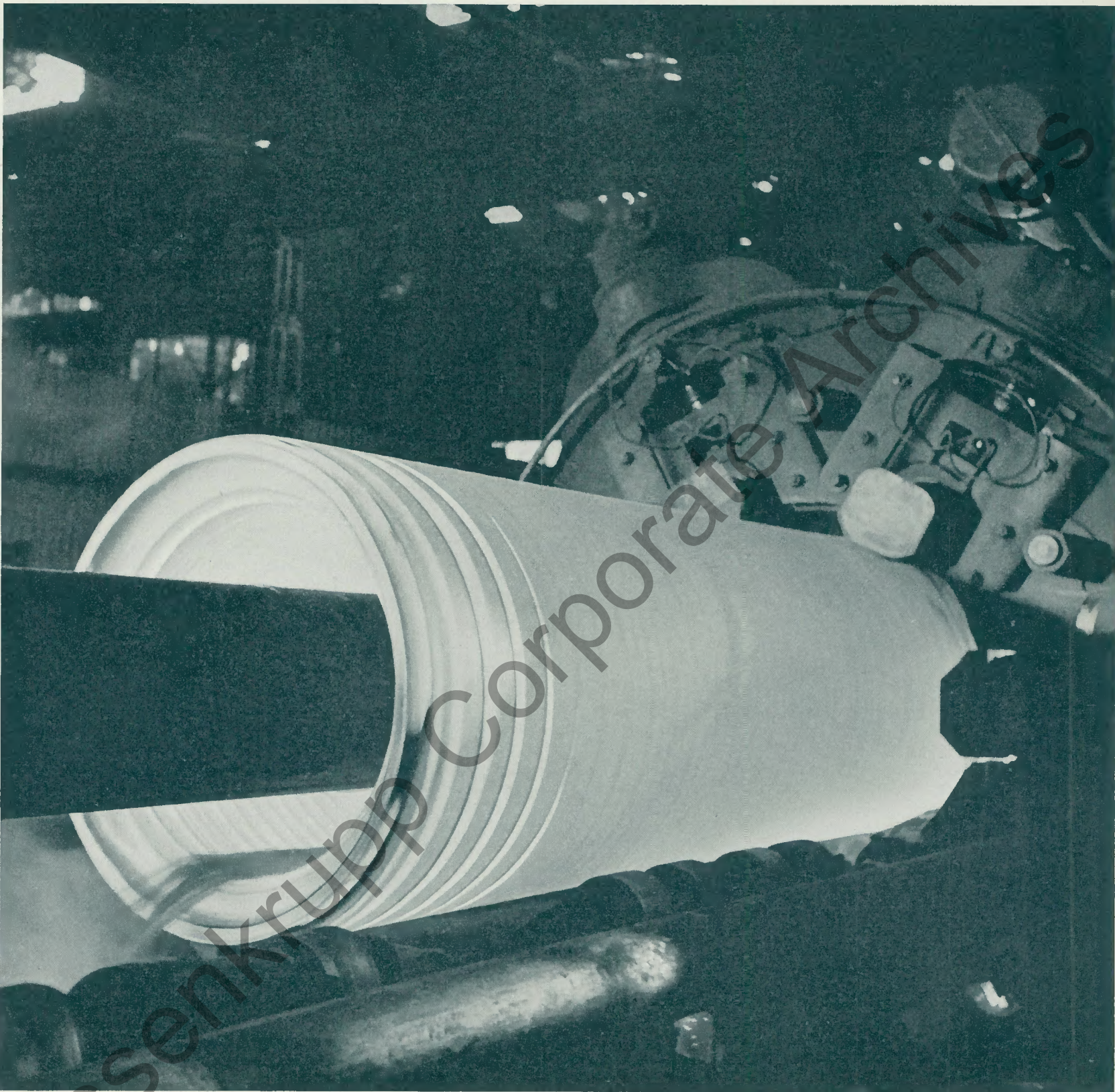
Lichtbild: Debus.

Herstellung eines großen, nahtlosen Stahlzylinders im Versuchsradiawalzwerk (Bauart Roedner) der Deutsche Röhrenwerke AG., Werk Thyssen, Mülheim (Ruhr), fertiggestellt im Jahre 1932.

„Der bearbeitete Hohlblock wird nach Erwärmung im Glühofen dem Radialwalzwerk zugeführt . . .“

gewicht bis zu 65 Tonnen zu walzen, mit äußeren Durchmessern bis zu etwa 1800 Millimeter, Längen bis zu etwa 18 Meter und Wandstärken zwischen 25 und 200 Millimeter, ein ungeheurer

Fortschritt gegenüber der ersten Anlage mit einer Leistung von 7 Tonnen Fertiggewicht und größten Länge von 6 Meter! Die Hohlkörper werden in der Hauptsache verarbeitet zu



Lichtbild: Debus.

... der Hohlblock wird von den Arbeitswalzen erfasst und zu einem nahtlosen Hohlkörper umgewalzt.

Hochdruckbehältern und Kesseltrommeln, deren Herstellung im Rahmen der Aufgaben des Vierjahresplans für die chemische Industrie, Treibstoffwerke usw. von außerordentlicher Bedeutung ist. Dank den vereinten Bemühungen von Erfinder, Konstrukteur und Hüttenfachmann wurde so im Verlaufe von rund

zehn Jahren eine Walzwerkzeanlage entwickelt, die in ihrer Leistung einzig dasteht und der technischen Können Deutschlands ein hervorragendes Zeugnis ausstellt. Sie dient in besonderem Maße mit dazu, die deutsche Wirtschaft in ihrem Kampfe um die Sicherung ihrer Unabhängigkeit zu unterstützen.

IV/V/33

153

Vom Wesen der Kunst.

Philipp Otto Runge an seinen Bruder Daniel.

Dresden, den 9. März 1802.

Es hat mich immer in Verlegenheit gesetzt, wenn jemand bei mir voraussetzte — oder wenigstens von anderen sagte: der und der weiß eigentlich auch nicht recht, was die Kunst ist. Weil ich mir nämlich selbst gestehen mußte, daß ich es eben auch nicht sagen konnte. Das hat mir entsetzlich im Kopfe gelegen und hat mich gewurmt. Ich suchte dann in so allgemeinen Sentenzen Licht zu erhalten, wie zum Beispiel: „Ein Kunstwerk ist ewig“, oder: „Ein Kunstwerk erfordert den ganzen Menschen, und die Kunst ist die ganze Menschheit“, oder: „Man soll sein Leben wie ein Kunstwerk betrachten“, und solche Sachen mehr, die mir alle auf einen Punkt zu deuten schienen, der doch noch erst ergründet werden mußte, ehe ich diese von außen vernommenen Redensarten ganz verstehen könnte. Nun ist es mir denn seit einiger Zeit ordentlich wie ein Licht in der Seele aufgegangen, und ich will sehen, ob ich Dir meine weitläufigen Empfindungen kurz und deutlich genug mitteilen kann . . .

Wenn unser Gefühl uns hinreißt, daß alle unsere Sinne im Grunde erzittern, dann suchen wir nach den harten, bedeutenden, von Anderen gefundenen Zeichen außer uns und vereinigen sie mit unserem Gefühl; im schönsten Moment können wir es dann Anderen mitteilen; wollen wir dann aber diesen Moment weiter ausdehnen, so entsteht eine Überspannung, das ist, der Geist entflieht aus den gefundenen Zeichen, und wir können den Zusammenhang in uns nicht wieder erlangen, bis wir zu der ersten Innigkeit des Gefühls zurückgekehrt, oder bis wir wieder zu Kindern geworden sind. Diesen Kreis, wo man immer einmal tot wird, erlebt jeder, und je öfter man ihn erlebt, je tiefer und inniger wird gewiß das Gefühl. Und so entsteht die Kunst und geht zugrunde, und es bleibt nichts nach als die leblosen Zeichen, wenn der Geist zu Gott zurückgekehrt ist.

Diese Empfindung des Zusammenhanges des ganzen Universums mit uns, dies jauchzende Entzücken des innigsten lebendigsten Geistes unserer Seele, dieser einzige Akkord, der im Schwunge jede Saite unseres Herzens trifft, die Liebe, die uns hält und trägt durch das Leben, dieses süße Wesen neben uns, das in uns lebt und in dessen Liebe unsere Seele erglüht: dies treibt und preßt uns in der Brust, uns mitzuteilen, wir halten die höchsten Punkte dieser Empfindungen fest, und so bestehen bestimmte Gedanken in uns.

Wir drücken diese Gedanken aus in Worten, Tönen oder Bildern und erregen so in der Brust des Menschen neben uns dieselbige Empfindung. Die Wahrheit der Empfindung ergreift alle, alle fühlen sich mit in diesem Zusammenhang, alle loben den einigen Gott, die Ihn empfinden; und so entsteht die Religion.

Wir setzen diese Worte, Töne oder Bilder in Zusammenhang mit unserem innigsten Gefühl, unsrer Ahnung von Gott und der Gewißheit unsrer eigenen Ewigkeit durch die Empfindung des Zusammenhanges des Ganzen, das heißt: wir reihen diese Empfindungen an die bedeutendsten und lebendigsten Wesen um uns und stellen, indem wir die charakteristischen, das heißt die mit den Empfindungen übereinstimmenden Züge dieser Wesen festhalten, Symbole unserer Gedanken über große Kräfte der Welt dar. Je mehr die Menschen sich und ihr Gefühl rein erhalten und es erheben, desto bestimmter werden diese Symbole von Gottes Kräften, desto höher empfinden sie die große allmächtige Kraft. Sie drängen alle die unendlich verschiedenen Naturkräfte in ein Wesen zusammen; sie suchen in einem Bilde alles zugleich zu konzentrieren und so ein Bild des Unendlichen darzustellen.

Diese Symbole wenden wir an, wenn wir große Begebenheiten, schöne Gedanken über die Natur und die lieblichen und fürchterlichen Empfindungen unserer Seele über Begebenheiten oder den inneren Zusammenhang unseres Gefühls anderen klar verständlich machen wollen. Wir suchen nach einer Begebenheit, die wir ausdrücken wollen — stimmt, und wenn wir sie gefunden haben, haben wir den Gegenstand der Kunst gewählt.

Indem wir diesen Gegenstand nun an unsere Empfindungen reihen, stellen wir jene Symbole der Naturkräfte oder der Empfindungen in uns so gegeneinander, daß sie charakteristisch für sich, den Gegenstand und unsere Empfindung wirken: das ist die Komposition.

So wie wir die Formen der Wesen, aus denen unsere Symbole genommen, deutlicher und zusammenhängender empfinden, leiten wir auch die Umrisse und Darstellung derselben charakteristischer aus ihrer Grunderistenz, aus unserer Empfindung und aus der Konsistenz des Natursubjekts her. Wir beobachten dieses in allen Stellungen, Richtungen und Ausdrücken, stellen jeden Gegenstand des Ganzen genau nach der Natur und übereinstimmend mit der Komposition, der Wirkung, der einzelnen Handlung für sich und der Handlung des ganzen Werks auf, lassen sie nach der Perspektive kleiner oder größer werden und beobachten alle Nebensachen, und die so zum Grund gehören, in dem alles wirkt, ebenso nach der Natur und dem Gegenstand, und das ist die Zeichnung.

Wie wir die Farben des Himmels und der Erde betrachten, die Veränderung der Farben bei Affekten und Empfindungen bei Menschen, in der Wirkung, wie sie bei großen Naturerscheinungen vorkommen, und in der Harmonie, selbst insofern gewisse Farben symbolisch geworden sind, so geben wir jedem Gegenstande der Komposition harmonisch mit der ersten tiefsten Empfindung und den Symbolen den Gegenständen für sich, jedem seine Farbe, und das ist die Farbengebung.

Diese verringern oder erhöhen wir in Hinsicht ihrer Reinheit, je nachdem ein jeder Gegenstand näher oder ferner erscheinen soll, oder nachdem der Luftraum zwischen dem Gegenstande und dem Auge größer oder kleiner ist: das ist die Haltung.

Wir beobachten sowohl die Konsistenz eines jeden Gegenstandes in seiner Farbe von innen, als auch die Wirkung des helleren oder schwächeren Lichts auf denselben, so wie den Schatten, auch die Wirkung der beleuchteten nebenstehenden Gegenstände auf ihn: das ist das Kolorit.

Wir suchen durch die Reflexe und die Wirkungen von einem Gegenstande auf den anderen und die Farbe desselben Übergänge zu finden, beobachten alle Farben gleichstimmig mit der Wirkung der Luft und der Tageszeit, die stattfindet, suchen diesen Ton, den letzten Anklang der Empfindung, von Grund aus zu beobachten, und das ist der Ton — und das Ende.

So ist denn die Kunst das schönste Bestreben, wenn sie von dem ausgeht, was Allen angehört und eins ist mit dem. Ich will hier also die Erfordernisse eines Kunstwerkes, wie sie, nicht allein in Hinsicht der Wichtigkeit, sondern auch in Hinsicht, wie sie ausgebildet werden sollen, aufeinander folgen, noch einmal hersehen: 1. unsere Ahnung von Gott; 2. die Empfindung unserer selbst im Zusammenhang mit dem Ganzen, und aus diesen beiden: 3. die Religion und die Kunst; das ist, unsere höchsten Empfindungen durch Worte, Töne oder Bilder auszudrücken; und da sucht denn die bildende Kunst zuerst: 4. den Gegenstand; dann 5. die Komposition, 6. die Zeichnung, 7. die Farbengebung, 8. die Haltung, 9. das Kolorit, 10. den Ton.



Fränkisches Städtchen.

Mit Zeichenstift und Radiernadel im Taubergrund und in Mainfranken.

Von Walter Korbberg, Stuttgart.

Mit sechs Radierlügen vom Verfasser.

Wenn der Künstler sein Bündel schnürt, um auf Reisen zu gehen, pfeilen die Freunde und Bekannten ihm „gute Erholung“ und „schöne Ferien“ zu wünschen. Sie stellen sich vor, daß er sich, wie sie in den Sommerwochen, in süßem Nichtstun in die Sonne legt und sich jeweils nur zu den Mahlzeiten erhebt. Der Künstler aber, mit schwerem Gepäck beladen, fährt zu anstrengender Arbeit fort. Sie bedeutet für ihn eine Anspannung aller Kräfte, die an ihm zehren, und abends, wenn die Sonne sich neigt, kehrt er müde heim, glücklich oder unglücklich, je nachdem er glaubt, daß sein Tagewerk ihm geglückt oder — mißglückt ist.

Allerdings, kein Künstler möchte tauschen mit irgend jemand, wenn er draußen arbeitet und spürt: es wird gut. Doppelt und dreifach empfindet er alle Schönheiten der Natur und der Kultur alter Städte, und eine unerschreibliche Lust zur Arbeit treibt ihn früh am Morgen heraus vor die Staffelei oder den Zeichenblock.

Hier soll nun nicht vom Malen die Rede sein, sondern vom Zeichnen und Radieren.

Nur wenige wissen, was eine Radierung ist und wie sie entsteht. Es sei daher gestattet, den Werdegang einer Radierung ausführlich zu beschreiben: Ich setze mich vor mein Motiv und zeichne es mit Bleistift auf Papier genauestens ab, was meist schnell erledigt ist — in ein bis drei Stunden, je nach der Größe meiner Zeichnung. Im Atelier beginnt die eigentliche, mehrere Wochen dauernde Arbeit.

Eine Kupferplatte wird nach gründlichem Entfetten und Putzen in heißem Zustande mit einer hauchdünnen Asphalt-schicht eingewalzt und mit einer Räucherfackel tiefschwarz geräuft. Sodann lege ich meine Zeichnung vor einen Spiegel am Arbeitstisch und zeichne sie mit dicken und dünnen Nadeln vom Spiegel auf die Kupferplatte ab. Das Motiv selbst kommt also spiegelverkehrt auf die Platte, die (wie die Photo-platte) das Negativ darstellt, damit der Druck von der Platte

wieder positiv erscheint. Würde ich das Motiv naturgetreu auf die Platte radieren, so würde im Druck, also im fertigen Bilde, alles darin zum Erstaunen der Beschauer verkehrt stehen. Jergendein neutrales Landschaftsmotiv, einen Wiesenbach oder eine Baumgruppe, kann man freilich unmittelbar auf die Platte zeichnen. Es wird niemand auffallen, wenn der Bach — denn es gibt tausende ähnlicher Bäche — statt von rechts nach links von links nach rechts läuft, aber das Schloß in Mergentheim zum Beispiel steht nun einmal unerschütterlich so, wie es steht.

Überall dort, wo ich die Asphalttschicht mit der Nadel verlegt und sozusagen wegradiert habe (daher der Name Radierung!), sieht nun das blanke, hellbraune Kupfer durch die schwarz gerußte Asphalttschicht hindurch. Nach fleißigem und exaktem Zeichnen der ganzen Platte (was bei großen Formaten mehrere Tage in Anspruch nimmt) wird diese in eine Kanne mit Salpetersäure gelegt. Die Säure greift die Platte nur dort an, wo das blanke Kupfer durch meine Nadel freigelegt wurde, also niemals die Asphalttschicht selbst. „Unter dem Zeichen der brünstigen Umarmung von Kupfer und Säure, von Venus und Mars, ereignet sich die Geburt der Radierung“, schreibt A. Friedrich in seinem interessanten Buch über die Radierung. Eine gefährliche Geburt allerdings, die größte Aufmerksamkeit erfordert! Was lange genug geätzt hat, wird mit Pinsel und flüssigem Asphalt abgedeckt, die Platte wird wieder in die Säure gelegt, und alles übrige ätzt weiter. (So waren zum Beispiel die Wolken im Himmel des Mergentheimer Schloßbildes zwanzig Minuten lang der Säure ausgesetzt, die dunkelsten Teile unter dem Schloßeingang und Brückenbogen mehrere Stunden.) Nach einem Ätzen in etwa zehn Etappen ist die Ätgradierung fertig. Kurzes Ätzen erzeugt zarte Rillen in der Platte, langes Ätzen tiefe Rillen. Die zarten Rillen nehmen wenig, die tiefen Rillen viel Druckfarbe auf und geben im Druck an das Papier wenig oder viel Farbe ab. Die zehn verschiedenen lange geätzten Teile der Platte ergeben also im Bilde zehn verschiedene Tonwerte.

Bei der sogenannten Kaltnadelradierung nimmt man keine Säure, sondern gräbt mit kräftigen Nadeln die Rillen unmittelbar in die Platte. Wie ein Schlitten, der durch den Schnee fährt, diesen rechts und links hochwirft, so wirft die Nadel das Metall (man nimmt in diesem Fall lieber das weichere Zink) als Grat auf die Seite. Die Druckfarbe setzt sich dann nicht nur in der Rille, sondern im Grat fest, der im Druck die Farbe als zarten, neben der eigentlichen Drucklinie herlaufenden Strich abgibt. Der absonderliche Name „Kaltnadel“ ist entstanden im Gegensatz zum heißen Brandstift, mit dem man einstmalig Holzbrandmalereien herzustellen pflegte.

Der Druck einer Radierung ist ein Kapitel für sich. Für den Künstler, der seine Radierungen auf der eigenen Kupferdruckpresse selbst druckt, ist es ein Hochgefühl, wenn er die großen Bogen holländischen Büttens von der Platte abhebt und die Frucht seiner Arbeit fertig vor ihm liegt.

Und nun bitte ich den Leser, mir auf einer meiner Wanderungen zu folgen, um mit mir gemeinsam die Natur als Lehrmeisterin meiner Kunst zu erleben.

In Bad Mergentheim begann meine letztjährige Studienreise, dem Städtchen an der Tauber, in dem ich einstens eine glückliche Jugend verlebte. In andächtiger Erinnerung an meine Jugendjahre zeichnete ich dort die schönsten Stellen der Stadt. Das alte Renaissancechloß (1524 bis 1572) war ursprünglich das Ordenshaus der Deutschen Ritter, später die Residenz der Hoch- und Deutschmeister und von 1871 ab Garnison des zweiten Bataillons Füsilierregiment 122 Kaiser Franz Joseph von Osterreich, in dem mein Vater Hauptmann war. Noch deutlich erinnerte ich mich, wie ich als Junge die berühmte, im Frührenaissancestil gebaute Wendeltreppe, auf

deren Stufen die harten Soldatenstiefel polterten, emporging, um meinen Vater in seinem Dienstzimmer aufzusuchen. Dem Schloße gegenüber wohnte 1791 Beethoven als Bratschist der Hofkapelle. An dem alten Hause steht die schöne Inschrift: Olympiern wird die Parze nicht verderblich.

Wer göttlich schafft, ist Göttern gleich unsterblich.

Mit der Arbeit in Mergentheim fertig, fuhr ich durch den stillen Taubergrund und seine Dörfer mit den gemütlich klingenden Namen Igersheim, Markelsheim, Elpersheim nach Weikersheim, einem der reizvollsten Landstädtchen des württembergischen Frankenlandes. Ein herrliches Schloß, Stammsitz des Hauses Hohenlohe, mit einem wundervollen Park bot mir eine Fülle von Motiven. Idyllisches Vergessensein deckt überall Weg und Steg, beschädigte Statuen, Gnomen und Putten. Verlassen steht hinten in der Orangerie „Alexander, der erste griechische Monarch“, und im Schloßhof murmelt der Brunnen wie vor Jahrhunderten.

Ein gemütlicher Triebwagen der Gaubahn führt mich zu neuen Laten ins bayerische Franken am Main. Würzburg, die Heimat Riemenschneders, die Stadt Balchazar Neumanns, das Schmuckkästlein des Rokoko — eine wahrhaft wunderprchtige Stadt! Wären die Schätze, die sie birgt, so bekannt wie ihre Weine, wäre überhaupt Mainfranken mit seinen Dörfern und Städtchen so gerne besucht, wie seine Weine gesucht und getrunken werden, dann würde manchem ein großes Erlebnis zuteil. Fast niemand kennt die kleinen Kostbarkeiten Sommerhausen, Ochsenfurt, Frickenhausen, Marktbreit und Sulzfeld — höchstens, daß der Autofahrer in rascher Fahrt einmal einen Blick wirft auf das glitzernde Band des Mains, auf Lore und Türme und schließlich auch einmal haltmacht, um — einen Schoppen zu trinken.

Eine halbe Stunde Bahnfahrt von Würzburg entfernt liegt Ochsenfurt, ein türmereiches Städtchen, das wir rasch durchwandern, um dann unsere Schritte nach Frickenhausen am Main flussaufwärts zu lenken. Immer näher kommen wir einem der idyllischsten Dörfer, die ich kenne. Ein kleiner Fußweg biegt von der Landstraße ab zur Fähre. Wir stehen am Ufer und schauen verzückt das Bild gegenüber, wie das Maintor mit dem kugeligen Kastanienbaum und die alte Stadtmauer mit allen altersschiefen Häusern sich im Flusse spiegeln. Kilian, der Fährmann, fährt uns sicher über den Strom. Lautlos gleitet das Boot über die breite Wasserfläche. Die Silhouette des Dorfes rückt ruhig näher. Wie im Traum gleiten wir hinüber. Auf der Bank vor dem Tor sitzen alte Männlein und Weiblein. Sie schweigen — es ist regungslos still — bis ein aus dem Fluß schnellender Fisch die Stille unterbricht. Dann knirscht das Boot auf dem Ufer auf. Wir entlohnen den Fährmann und schreiten an den Alten vorbei, die zum Grug mit dem Kopf nicken, durch das Maintor in das kleine Dorf. Schöne Barockbauten mit holzgeschnitzten Statuen davor tun unseren Augen wohl. Sie erinnern an den Aufenthalt hoher geistlicher und weltlicher Herren; gehörte doch die Gemeinde seit 905, und zwar fünfhundert Jahre lang, den Bischöfen, später dem Domkapitel in Würzburg. Wir wollen aber nicht länger säumen und sofort den Weinbergweg zur Kapelle emporgehen, wo wir einen Ausblick haben werden, wie er herrlicher kaum gedacht werden kann. Einige Schritte links wenden wir uns zurück und sehen nun die Kapelle mit ihrem Barockgiebel als behäbigen Block zwischen Weinstöcken vor uns. An ihr vorbei führt der Weg, den wir emporstiegen, hinunter ins Dorf. Es liegt tief unter uns mit all seinen Türmen und Dächern. Das helle Band des Mains windet sich im Tale, und aus dem Dunst der Ferne ragen die Türme von Ochsenfurt. Sanfte Hügel schließen das Ganze bläulich ab, und über allem wölbt sich ein heiterer Himmel. Ich habe diesen Blick oft festgehalten in Ölbildern und Aquarellen und kenne in ganz Mainfranken keinen anderen, der diesen kostbaren Landstrich in solch konzentrierter Weise kennzeichnen würde.



Bad Nörle in Mergentheim.



Iphofen.

Strassen und Hügel, Weinberge, Türme und Tore finden sich nirgends in solch bildhafter Zusammensetzung wie hier. Die Kapelle im Vordergrund gibt dem Bild das feste Gepräge, dem sich die anderen Teile der Landschaft in Form und Farbe wundervoll unterordnen. — Noch einen letzten Blick werfen

wir zurück, um dann wieder bergabwärts zu wandern. Eine Schoppenlänge rasten wir in der Weinstube des Bürgermeisters Ehrbar, um einen verdienten Trunk zu tun vom „Kappelberger“, der oben bei der Kapelle gewachsen und gereift ist, wo wir kurz vorher gestanden haben. Gestärkt gehen wir zur



Schloß in Mergentheim.

Fähre, und bei der Überfahrt nehmen wir zurückschauend nochmals mit offenerm Sinnen Strickenhausen in uns auf.

Nach einer knappen Wegstunde sind wir in Marktbreit am Main, dem südlichsten Punkt des Mains, angelangt, dort, wo der Fluß, von Norden kommend, im rechten Winkel nach Westen fließt. Die Stadt hat ihr mittelalterliches und nachmittelalterliches Bild zu bewahren verstanden. Schloß-ähnliche Patrizierhäuser wechseln mit behäbigen Häusern der Gewerbetreibenden ab. Fränkisches Fachwerk gliedert sich zwischen Steilgiebeln, und prunkvolle Fassaden wollen bewundert sein. Es ist eine Stadt der Renaissance, die den vergangenen Geist der Gotik und des Barocks vereint. Das prachtvolle Rathaus ist eins der schönsten und wertvollsten in Mainfranken. Wie ein fürstliches Schloß steht es mit seinem reizenden Glockentürmchen über dem Breitbach, der hier in den Main mündet. Mit dem Rathaus unmittelbar verbunden ist das Maintor, das den Breitbach überspannt und für den Maler ein köstliches Motiv darstellt, das mir zu einer Aquarellstudie Modell stehen mußte.

Bei dieser speziellen Technik zeichnet und ätzt man, wie oben beschrieben, fast nur die Konturen des darzustellenden Gegen-

standes und läßt dann auf die vor der Asphaltschicht gereinigte und blankte Kupferplatte winzige Kolophonimpulverchen niederstäuben. Hierauf wird die Platte erhitzt, wodurch die Stäubchen fest auf der Platte anheften. Ätze ich nun, diesmal mit Eisenchlorid, dann ätzt dieses überall dort, wo zwischen den Stäubchen, die vor der Flüssigkeit nicht angegriffen werden, das blankte Kupfer freiliegt. Dadurch entstehen viele kleine geätzte Pünktchen, deren Tiefe ich wiederum durch die Ätzdauer reguliere. Man kann auf diese Weise größeren Flächen den gewünschten heller oder dunklen Ton geben — eine Technik, die sich besonders für Schneelandschaften eignet.

Das Schönste an bürgerlicher Bauten in Marktbreit sind die beiden Patrizierhäuser am Marktplatz gegenüber dem Rathaus. Mit ihren barocken Funderkern und Zwiebelfürmen sind sie wahre Prunkstücke barocker Architektur. Sie stammen aus der Blütezeit der Stadt, da sie als Handelsstadt weit bekannt war und ihr Getreide und ihr Wein auf dem Wasserwege bis nach Holland gingen. An diese Zeit des Stapel- und Durchgarghandels erinnert auch noch der 1784 errichtete rassistwe Kran am Mainufer, wo heute noch ein kleiner, aber



Mainfränkische Dorffraße.

malerischer Hafen mit Schepdampfern und der ganzen Poesie hoher bewimpelter Masten zu sehen ist.

Am anderen Tage geht unsere Wanderung weiter nach Sulzfeld am Main, das, wie Friesenhausen, keine Bahystation ist und darum sich auch um so unberührter erhalten hat. Bald grüßen uns die Lärme Sulzfelds, die Zeugen schwerer Bedrohung im Bauernkrieg. Der „Polizeidienerturm“ ist der würdigste von allen, ihm reihen sich die Stadtmauer entlang eigenartige Türme wie Zuckerkühe an. Alles zusammen wirkt wie verzaubert. Man fühlt sich um Jahrhunderte zurückversetzt. Wenn es Nacht geworden ist, liegt das Städtchen, spärlich beleuchtet, in fast bedrückender Ruhe. In der Maingasse mit ihren bizarren Türmen rührt sich kein Laut, und vor den Toren strömt still der Main dahin.

Wir verlassen jetzt Mainfranken, um als Abschluß unserer Reise das in Mittelfranken gelegene Spilhofer aufzusuchen. Langgestreckt, von Pappeln eingegürtelt, sehen wir es

vor uns liegen. Der sagenumwobene und rebenbewachsene Schwanberg erhebt sich schöngeformt hinter der Stadt. Die Stadt selbst besitzt eine vollständig erhalten gebliebene Umwallung mit Graben, Türmen und Toren, von denen ich das schönste Tor, das ich kenne, das Földelzer Tor mit der hinter ihm aufragenden gotischen Stadtkirche, radiert habe.

Was wir in diesen zwei Tagen bewundert haben, war ein kleiner Teil aus der Fülle, die uns Mainfranken und seine nächste Umgebung bieten. Wir haben noch nicht Dettelbach, Volkach, die Vogelsburg mit Escherndorf und von Würzburg aus main abwärts Wertheim, Stadtprozelten und Miltenberg besprochen; aber vielleicht ist es mir vergönnt, im „Werk“ ein andermal diese Juwelen deutscher Vergangenheit näher zu beschreiben. Sie haben meiner Radierfeder schon manches Motiv geschenkt, und alle Jahre werden mich der Main und seine Städte und Dörfer in ihren Bann ziehen und zu neuer Arbeit begeistern.



Marktbreif a. M.

Der Weise und das Wasser.

Von Waldemar Bellon.

Als der Weise einst im Walde spazierenging und den Gedanken des Lebens nachdachte, da kam er unversehens am Ende einer Schlucht zu einem brausenden Wasserfall. Eigentlich waren es sogar zwei Wasserfälle, denn die Schlucht teilte sich hier. Zur Linken fiel das Wasser in mächtigem Sturz über die Felsen in einen tiefen Kessel, rauschend und donnernd, so daß der Lärm fast betäubte. Als er aber ein paar Schritte weiter gegangen war, da entdeckte der Weise am Ende der rechten Seitenschlucht noch einen Wassersturz. Nicht so wuchtig wie der zur Linken, bot er sich dem Auge, dafür breiter und in tausend feine Wasserläufe und -sprünge sich auflösend, beständig von einem schwebenden Nebelschleier umwoben.

Lange war der Wanderer unschlüssig, wohin er blicken, welchem der beiden Fälle er den Vorzug geben sollte. Denn hatte er den Fall zur Rechten im Auge, so überfönte das Losen links seine Ohren. Blicke er dorthin, so lockte und mahnte der weichere Klang des Schleierfalls. So stand er lange auf einem Felsblock mitten im Wasser, sah bald hierhin, bald dorthin, bis ihm einmal einfiel, gerade vor seine Füße zu blicken, wo das vom Sturz noch nicht beruhigte Wasser hurtig über die Steine strudelte und hüpfte. Dieser Anblick verwunderte ihn so, daß er die beiden großen Fälle ganz vergaß und ihrem Lärmen zum Troß sich immer mehr in das Anschauen dieses kleinen, reizvollen Spieles verlor. Eilig sprangen die kleinen Wellen daher, kopfüber ging es über einen zackigen Felsvorsprung hinunter, und nie wollte das aufhören, immer neue Wassermassen schossen daher. Die dicht mit Moos bewachsenen Steine wurden immer wieder überrannt. Schaumspritzer trafen sie, und am Rande des Wassers, da war es, als atmete das Wasser, der Stein und das Moos in einem gleichen Rhythmus. Im selben Auf und Ab pulste da das Leben, und der Weise sah, daß er auch hier wieder dem Leben begegnet war. Er hatte es eigentlich gar nicht vergessen. Die ganze Zeit, während er dem Spiele der Natur zugeschaut hatte, waren die Gedanken in ihm lebendig geblieben. Nur das Bewußtsein hatte sie zugedeckt. Jetzt traten sie wieder hervor, und plötzlich wußte er, wo die Antwort zu suchen war, der er so lange nachgesonnen. Er bückte sich nieder, berührte mit seinen Fingern die weiche Rundung der Wasseroberfläche, als wollte er sie streicheln, und sagte ganz leise:

„Wasser! — Wasser! — Hörst du mich?“

Da spürte er einen kleinen Spritzer auf dem Handrücken, und dieser Spritzer, er fühlte ihn nicht nur, er hörte ihn auch.

„Du suchst den Sinn des Lebens“, sagte die Stimme. „Sieh mich an. Ich bin das Leben.“

„Das weiß ich längst. So sagt es schon der große Grieche: Alles fließt.“

„Ist dir das nicht genug?“

„Alles fließt“, wiederholte der weise Mann. „Aber es fließt zu Tal, du sagst es ja selbst. Mal rasch und stürmisch in überschäumender Lust, mal langsam und bedächtig, daß wir es kaum bemerken. Aber immer abwärts, unaufhaltsam dem Ende entgegen.“

„Keinem Ende. — Es gibt kein Ende. Denn immer wieder steigen wir auf zum Himmel, immer wieder werden wir getragen von einem anderen Element, bis wir wieder zur Erde kommen, um aufs neue den Lauf zu beginnen. Einmal geht es vom hohen Gotthard hinaus in das weite Weltmeer, ein langer und harter Weg; einmal geht es nur vom Hügel einer Düne hinab ins stille Brack. Aber immer beginnt es von neuem.“

„Und so wäre es denn nichts als ewige Wiederkehr, um ewig zu vergehen?“ fragte der Weise die Welle. „Und nichts ist sonst, außer diesem Wechsel?“

„Vertraust du dir so wenig?“ fragte die Welle und spritzte trotzig auf, daß der Weise erschrocken seine Hand ein wenig zurückzog und aufblickte.

Da sah er wieder die beiden Wasserfälle, sah die Felsen, an denen des Wassers unermüdete Kraft arbeitete. Er sah das Erdreich, das von ihm gestaltet und durchtränkt wurde. Er sah die Bäume und die Blumen, die von ihm genährt wurden, und er sah die Tiere des Waldes, die kleinen und die großen, in denen allen des Wassers Tat lebendig war. Und wie er gerade die letzten Tropfen von seiner Hand abschütteln wollte, da war es ihm, als fühle er noch einmal ihre Stimme, die sprach:

„Hast du uns nun verstanden? — Daß neu werde die Erde, dazu kommen wir immer wieder, daß neu werde die Schöpfung, die ohne uns verdorren müßte, daß neu wir selber werden, das ist der Sinn des Lebens.“

Da ging der Weise weiter. Noch lange wartete er, ob die Tropfen auf seiner Hand noch einmal zu reden anhuben. Aber sie blieben stumm, sie waren zurückgekehrt zu dem anderen Element am Himmel droben. Aber er wußte nun, was alles zu bedeuten habe. Er schritt durch den Wald und fühlte das Leben neu in sich erstehen, zum ersten Male von seinem Sinn erfüllt.

Er kam hinaus und wollte den Menschen verkünden, was er erfahren hatte. Aber sie verstanden ihn nicht. Sie trugen ihre Toten weiter zu Grabe und weinten um sie, denn damit war für sie ja alles zu Ende. Da wurde der Weise sehr traurig über die Menschen und ging wieder zum Wasser. Und wieder sagte es ihm, weshalb er litt.

„Kannst du mir helfen?“ fragte er.

„Sieh uns an“, riefen die Wellen, während sie über die Felsen sprangen und dagegen spritzten. „Heute liegt er noch da, der alte Gesell. Aber komme wieder in langer Zeit und suche, ob du noch etwas von ihm findest. Nicht morgen und nicht in einem Jahre sollst du kommen, sondern nach langer Zeit. Wenn deine Geduld zu Ende ist, dann warte noch einmal so lange, bis sie wieder zu Ende geht, und so noch siebenmal, dann komm wieder und sieh.“

Da begriff der Weise die Lehre des Wassers. Er stand auf und kehrte zu den Menschen zurück. Er lehrte sie von neuem, und wenn sie ihn verlachten, wenn sie weiter in ihrem Wahne beharrten, ihn bekümmerte das nicht mehr, denn seine Geduld war groß geworden, sehr groß.

Die Welt, die hält dich nicht; du selber bist die Welt, Ach, daß wir Armen nur so kleine Herzen haben!

Die dich in dir mit dir so stark gefangenhält. Ach, Mensch, werde doch; was bleibst du Dunst und Schein,

Gott, weil er Gott ist, gibt am liebsten große Gaben. Wir müssen wesentlich ein Neues worden sein.

Angelus Silesius.



Granada mit Alhambra, im Hintergrund die Sierra Nevada.

Arabisches Kultur in Spanien.

Von Prof. Dr. Walthar Schneider.

Mit neun Lichtbildern von Kurt Hielscher.

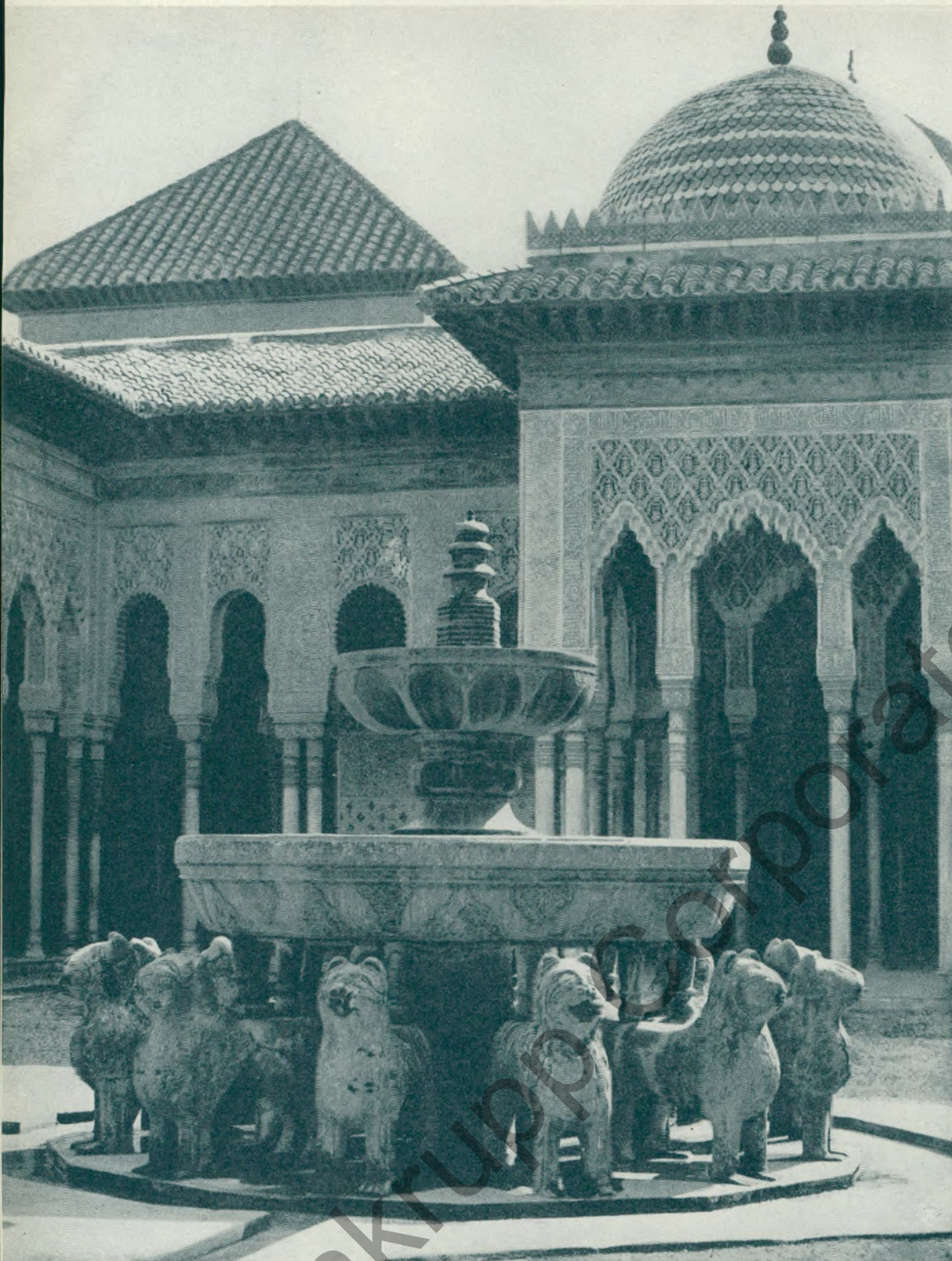
Das französische Sprichwort: „Jenseits der Pyrenäen beginnt Afrika“ trägt unbewußt viel Wahrheit in sich. In grauer Vorzeit drang der Dzean noch nicht an den Säulen des Herakles in das Mittelmeer, sondern überflutete dort, wo heute die Mündung des Guadalquivir sich ergießt, bis weit hinein in die jetzigen Hochsteppen von Estremadura und Aragon das Land. Damals bildete die Sierra Nevada das nördliche Küstengebirge Afrikas als ein Ausläufer des Atlas. Die steil gefesselten Gebirge Spaniens haben auch in geschichtlicher Zeit im Gegensatz zu den leicht übersteigbaren Alpen den Verkehr zwischen Nord und Süd gehemmt, so daß auch Fauna und Flora des südlichen Teils der Halbinsel noch immer auf Afrika hinweist. Auch die ältesten Bewohner des Südens im Tal des Guadalquivir, die Iberer, stammen aus der Berberei, während im Norden — in der berühmten Höhle von Altamira bei Santander — Menschen der Cro-Magnon-Rasse, also dem fälischen Typus angehörig, gefunden wurden.

Dann haben im Laufe von drei Jahrtausenden so viele Völker und Rassen sich um den spanischen Boden gestritten wie um kein anderes Land Europas. In diesen dauernden Kriegen der Völker und Rassen gegeneinander und durch sie erwuchs doch schließlich ein nationaler Typus von ausgeprägter Eigenart. Am fanatischsten gestaltete sich dieser Kampf, als zum Rassengegensatz der Religionshaß kam, zur Siedehitze entflammt durch die Inquisition. Er wandte sich in erster Linie gegen die aus Afrika stammende Kultur der

Araber, die schließlich vernichtet wurde. Und doch ist gerade sie es, die bis heute dem Volksleben, besonders im Süden Spaniens, dem „schönen Lande des Weins und der Gesänge“, jenen eigenen Zauber verleiht, der vor allem den Nordländer so betörend umfängt.

Die äußere Geschichte der maurischen Herrschaft ist wie die des gesamten Landes erfüllt von inneren und äußeren Kriegen. Der Hader der westgotischen Machthaber hat die Araber herbeigerufen. Graf Julian von Ceuta soll ihnen die Schiffe zur Verfügung gestellt haben, mit denen sie unter ihrem Feldherrn Tarik im Jahre 711 an dem nach ihm benannten Vorgebirge „Dschebel al Tarik“ — heute Gibraltar — landeten. Sie vernichteten bei Jerez de la Frontera die Westgoten und überschwemmten die ganze Halbinsel und Südfrankreich, bis ihnen durch Karl Martell bei Poitiers Halt geboten wurde. Mit ihnen kamen die hamitischen Berber, die in die Geschichte ihres Reiches einen Zug von Grausamkeit trugen. Beide Völker, zu denen noch Syrer kamen, wurden von den Spaniern als „Moros“, Mauren, bezeichnet.

Zu politischer Einheit zusammengefaßt wurde die maurische Herrschaft durch Abd ur Rahmân I. aus dem Geschlecht der Dmajjaden von Damaskus, der dem Blutbad, das sein Geschlecht vernichtete, als einziger entrann und ein eigenes Kalifat in Cordoba gründete. Der erfolglose Kampf Karls des Großen gegen ihn und der viel besungene Tod des Helden Roland im Tal von Roncesvalles bezeichnen die Größe seiner



Granada, Alhambra.
Der Löwenbrunnen
im Löwenhof.

Nacht. Indessen ließen Uneinigkeit der arabischen Großen, Verweichlichung der Herrscher und Verschwörungen der Untertanen das Kalifat seit dem 11. Jahrhundert in einzelne Fürstentümer zerfallen, und die Verdrängung der Emaljaden durch berberische, fanatischere Herrschergelechter aus Marokko beschleunigte nur den Untergang des Maurenreichs, in dem die christliche Bevölkerung das Vordringen der nördlichen Stämme der Asturier, Aragonier und Kastilier als Befreiung begrüßte. Denn schon früh war von den nach Norden gedrückten germanisch-keftiberischen Stämmen die Wiedereroberung des Landes aufgenommen worden. (Die Legende erzählt von einem Botenkönig Pelayo, den in der Höhle von Covadonga in Asturien die „heilige Jungfrau der Schlachten“ zum Kampf gegen die Ungläubigen aufgerufen habe.) Damals schloßen Rittertum und Kirche in Spanien

jenen Bund, der der gesamten Entwicklung des Landes den Stempel des bedingungslosen rassistischen und religiösen Fanatismus aufdrückte. Ihm erlag auch die arabische Kultur, als Granada (am 2. Januar 1492) in die Hände des „katholischen“ Königspaares Ferdinand und Isabella fiel. Wohl traten viele vornehme Araber als „Muladies“ zum Christentum über und vermischten ihr Blut mit dem des kastilischen und aragonischen Adels; aber die Inquisition Philipps II. vernichtete nach einem Aufstandsversuch der durch grausame Bedrückung verzweifelte „Moriscos“ 400 000 fleißige Menschen, und eine Wiederholung dieser Greuel unter Philipp III. ließ das fruchtbare Tal des Guadalquivir und das reizende Valencia veröden.

Und doch lebt die arabische Kultur noch heute im spanischen Volk! Seltsam mischen sich in seiner Seele abend- und

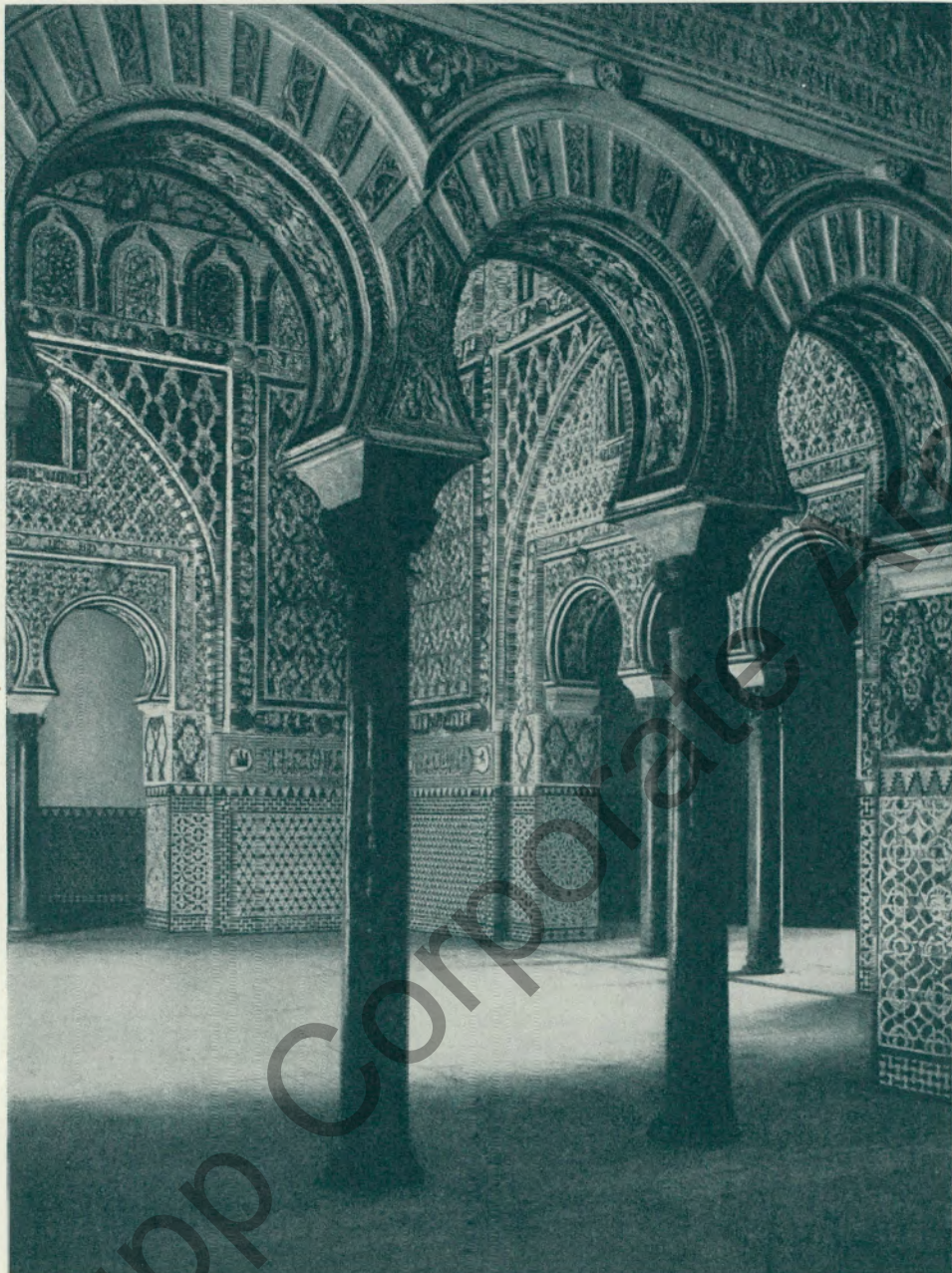


Granada, Alhambra.
Myrtlenhof.

morgenländische Elemente. Die Frage, was eigentlich das Spezifische der arabischen Kultur sei, ist nicht leicht zu beantworten. Dem nach außen hin wirkenden, in erobernder Tüchtigkeit ein Ganzes aufbauenden, eine Idee in die Tat umsetzenden Charakter germanischen Volkstums gegenüber ist sie auf die Verinnerlichung des vom Religiösen total bestimmten Einzellebens eingestellt. Darum ist der Araber nie auf lange Dauer staatenbildend im großen Sinne gewesen. Andererseits hatte die harte Schule des Wüstenlebens einen hohen Grad von Heroismus in ihm erzeugt, der seinem Wirken einen Zug ins Große, Weltweite gab. Auch die geringen Reste arabischer Kultur, die das heutige Spanien noch aufweist, geben ein scharf ausgeprägtes Bild ihrer einstigen Größe.

Erstaunenswert war bei den maurischen Eroberern die

Duldsamkeit in religiöser Beziehung und ihre Achtung vor fremdem Menschentum. So kaufte Abd ur Rahmân I. den Christen in Cordoba die Hälfte der alten Vincentiuskirche ab, um die berühmte Moschee daraus zu bauen, die mit ihren 860 Säulen noch heute eine der größten Schöpfungen religiöser Baukunst in Europa ist. Er ließ den Spanier nicht nur die ungestörte Ausübung ihrer Religion, sondern auch ihre Gesetze und ihre Verwaltung. Nur bei Streitigkeiten zwischen Christen und Mohammedanern sprach der Kadi das Urteil, wobei das orientalische Streben nach Ausgleich aller augenblicklichen Bedürfnisse allerdings oft über Gebühr als weise Gerechtigkeit erschien. Das pulsive Leben des Arabers, uns vielfach unverständlich, durch und durch mystisch religiös, bezieht eben alles Äußere, Wirtschaft, Politik, ja den Staat, auf die Pflege seines Innenlebens, das ihm unantastbar ist.



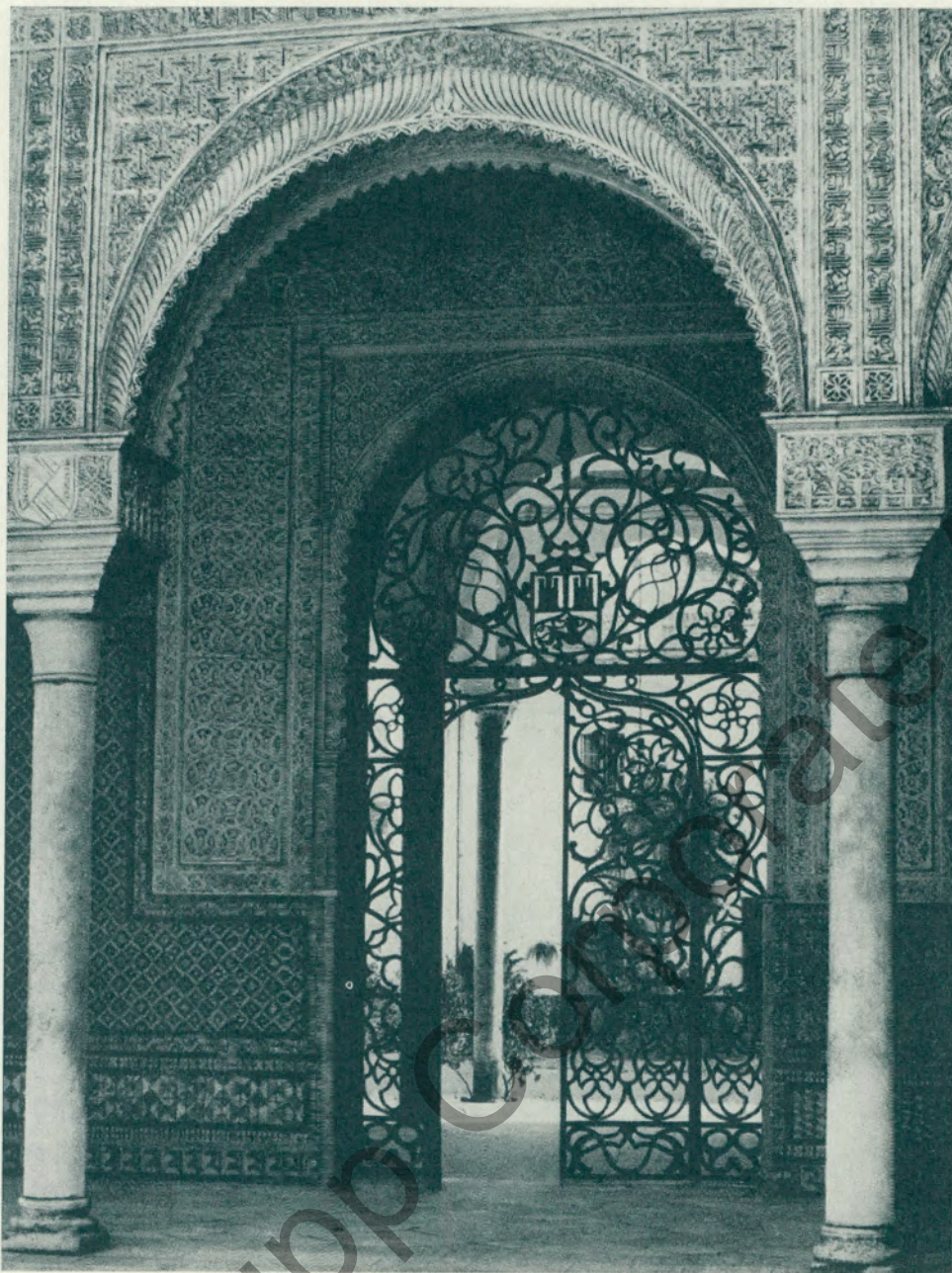
Sevilla,
Alcazar.
Gesandtenaal.

Diese Achtung vor der Beweissüberzeugung rassistisch und religiös anders gewachsener Nationen hatte zunächst überraschende Erfolge. Viele Christen nahmen arabische Sprache und arabische Sitten an und bildeten als „Mozarabes“, das heißt Halbbaraber, einen wertvollen Eierschlag in diesem nomadenhaften, völkisch dem Boden nie ganz verwachsenen Staatswesen. Der Erzbischof Johann von Sevilla mußte die Bibel ins Arabische übersetzen, weil seine Gläubigen das Latein vergessen hatten. Selbst die Grabchrift des heiligen Ferdinand in Sevilla ist arabisch abgefaßt, und Ibn Mardanis, Teilkönig von Valencia und Murcia, kastilischer Abstammung und Sprache, trat mit seinem ganzen Hause zum Islam über. Der Erzbischof von Granada, Hernando del Talavera, bekannte: „Die Mauren sollen unsern Glauben annehmen, aber wir ihre Sitten.“

Daß die Güter des geflohenen westgotischen Adels und der Kirche, ebenso das reiche Königsgut, den arabischen Einwanderern als Lehen ausgeteilt wurden, sollte dem Lande zum höchsten Segen gereichen. Denn hier fehlten fast alle wirtschaftlichen und sozialen Voraussetzungen einer höheren

Kultur. Die sehr dünne Herrschicht der westgotischen Machthaber — kaum 30 000 wehrfähige Männer bei etwa 7 000 000 Einwohnern — hatte es nicht verstanden, einen tüchtigen freien Bauernstand zu schaffen. Dem Goten, durch dessen helle Haut das „blaue Blut“ als Zeichen seines Adels hindurchschimmerte, erschien die kleinere, dunkle iberische Rasse minderwertig. Dazu kam zuerst der Gegensatz zwischen den arianischen Goten und den römisch-katholischen Einwohnern, und als König Rekkared zur römischen Kirche übertrat, wurde diese in jähem Wechsel durch ihre Priesterschaft die eigentliche Herrin des Landes. Der Besitz der „Toten Hand“ machte noch stärker als das Feudalsystem des Adels die Masse zu Hörigen, und die Kraft der romanisierten Goten erschlaffte. Das einst reiche Land wurde zur Steppe, der Acker lag brach, der unter der Römerherrschaft blühende Bergbau kam zum Erliegen.

Hier hat die Kulturarbeit der Araber Erstaunliches geleistet. Diese Eroberer kamen aus wasserarmen Gegenden und hatten mit anderen geistigen Schätzen auch die Bewässerungstechnik der alten Ägypter sich zu eigen gemacht. Nun ent-



Sevilla.
Tür zum Hof
des Pilatushauses.

standen in der neuen Heimat Brunnen, Kanäle und Sammelbecken. Kunstvolle Schleusen machten das Wasser der reißenden Flüsse dem Lande dienstbar. Die Ebenen um Alicante, Granada und Valencia genießen noch heute die Früchte dieser Ingenieurarbeit. So erhält der Palmenwald von Elche bei Murcia, der größte Europas, das Wasser für seine 170 000 Dattelpalmen, unter denen wundervolle Oranjbäume ihre Früchte reifen, fünf Kilometer weit durch maurische Kanäle aus dem Vinalapotal. In Valencia aber, das die Araber „Stadt der Freude“ nannten, tagt noch jetzt an jedem Donnestag vor der Kathedrale das „Wassergericht“, das die Streitigkeiten über die Verteilung des Wassers auf die einzelnen Felder schlichtet, als eine Erinnerung an die maurische Gerichtsbarkeit.

Wunderbar erblühte die Gemüse- und Blumenzucht, und bald glich das südliche Spanien einem einzigen Garten, einer „Huerta“. Neben den Palmen wuchsen Bananen, Orangen und Granaten; Weizen und Gerste gaben reiche Frucht. Maulbeerbäume dienten zur Seidenzucht, Pappirus, Flachs und Baumwolle für die Papier- und Webwaren, Indigo und

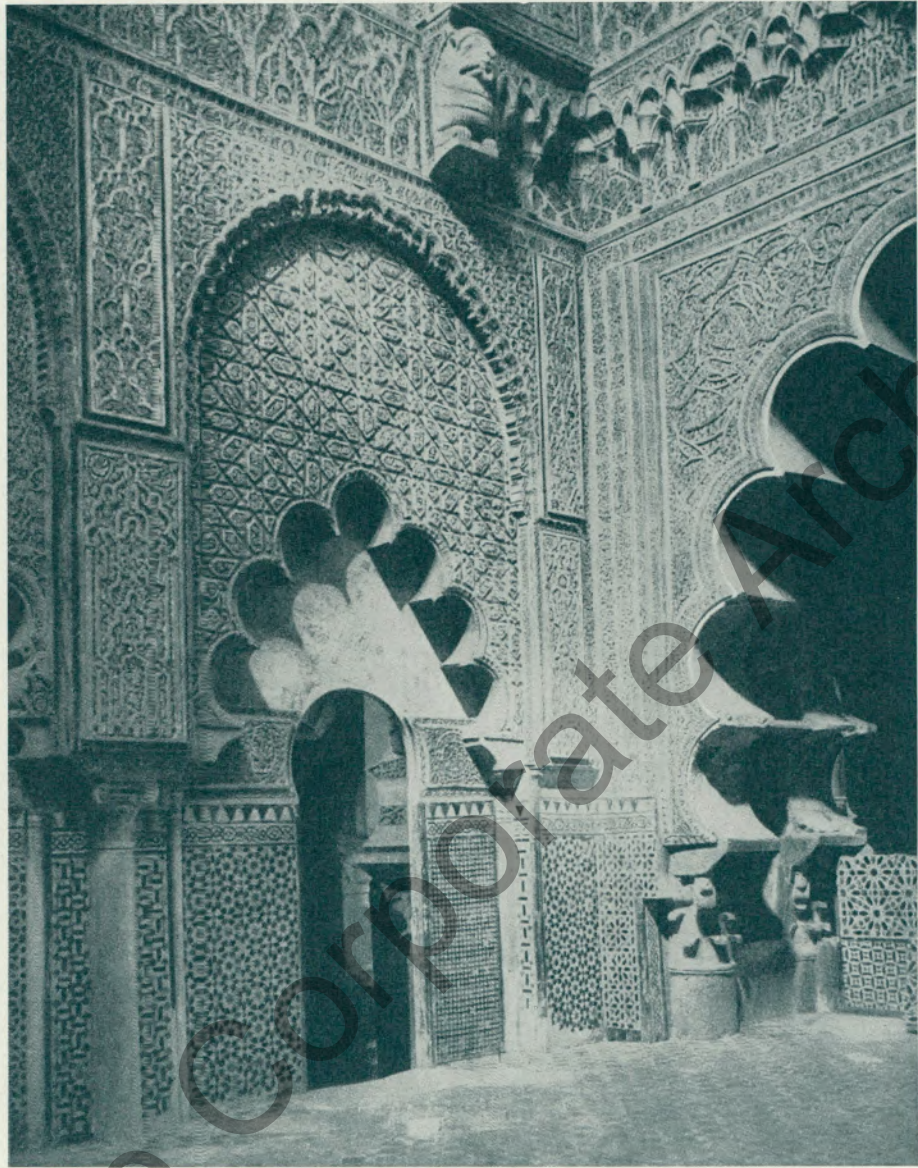
Safran zur Bereitung der leuchtenden Farben der Kleider. Um Sevilla trugen die Apfelsinen fast ohne Pause Blüten und Früchte, und die Rosen, auf Mandelbäumchen gepflanzt, verbreiteten süße Wohlgerüche.

Noch singt dort der Bursche beim Tanz^o:

„Blütenblätter der Orangen
Teppichgleich in deinem Garten
Unschuldweiß herniederfallen,
Deines Schrittes Ruf zu warten.“

Ein eigener Zauber ruht auf den vielen blumengeschmückten Freilichtwohnräumen hinter den nach der Straße zu schmucklosen Häusern, den „Pacios“ — ein Wort, das mit „Hof“ nur schlecht wiedergegeben wird. Sie sind entstanden aus der arabischen „Saha“, jenem inneren Hof mit plätscherndem Springbrunnen, in dem sich ein großer Teil des häuslichen Lebens, besonders der Frauen, abspielte. Hier tritt eine der charakteristischsten Eigenschaften der arabischen Baukunst hervor. Der Mittelpunkt der Architekturanlage ist nicht, wie

^o Die Verdeutschungen der Verse sind dem Buch von Friedrich Christiansen: „Das spanische Volk“ entnommen.



Cordoba.
Moschee, Kapelle
San Fernando.

im Abendland, das Haus. Das Ganze ist in erster Linie die Dekoration eines heiteren, freien Platzes, vom Treiben der Welt durch starke Mauern getrennt. Die Wände mit „Azulejos“, bunten Kacheln, geschmückt, die Laubgänge, blühende Orangen geben einen beneidenswerten Aufenthalt für die ganze Familie, aber auch heimliche Traumwinkel, in denen die Seele sich auf sich selbst besinnt. In dem schönen Patio des Colegio San Gregorio in Valladolid mit seinen herrlichen Arkaden mahlt ein arabischer Spruch:

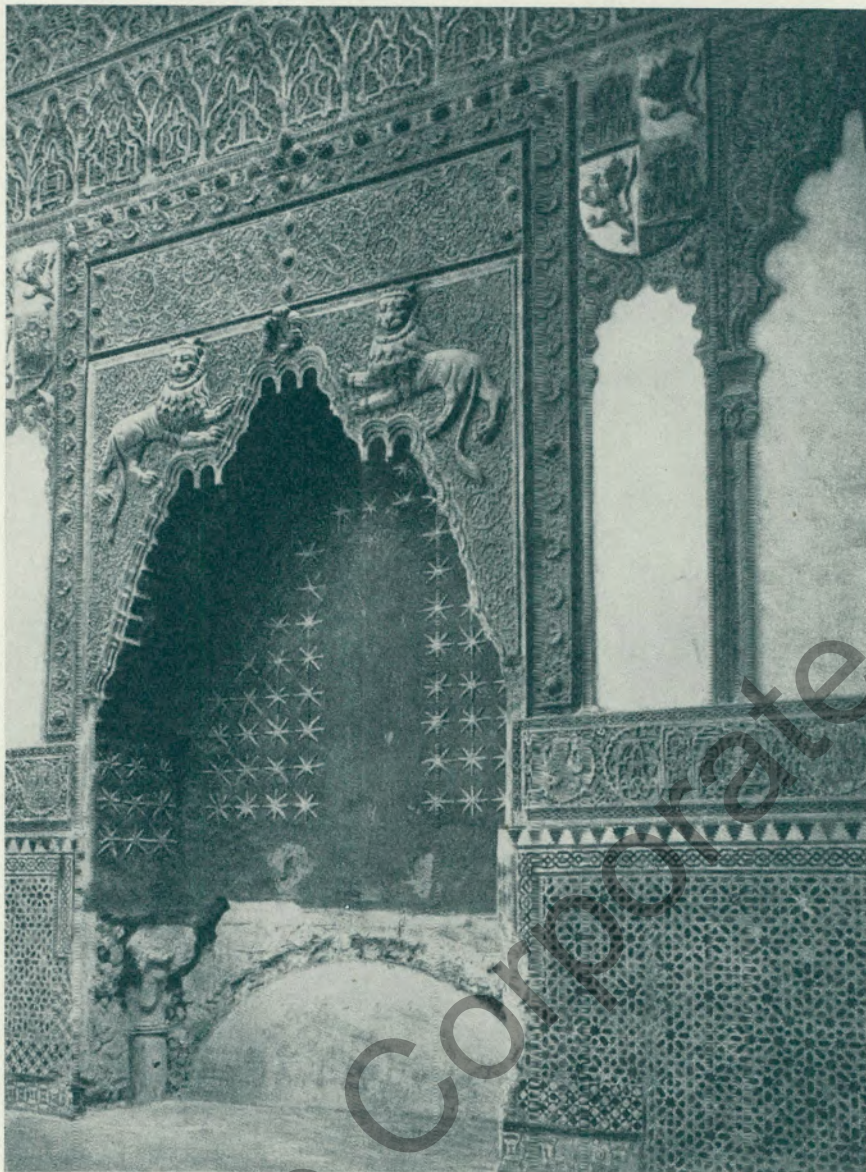
„Abgeflossenes Wasser mahlt keine Mühle mehr.“

Das heißt: „Eine verpaßte Gelegenheit ist nicht einzuholen.“ Ihren künstlerischen Gipfelpunkt hat diese Kleingartenkunst im sogenannten „Myrtenhof“ der Alhambra von Granada erreicht. Hier umgibt einen leuchtend klaren Teich eine mächtige dunkle Myrtenhecke, aus der Orangenbäume mit Blüten und goldenen Früchten hervorleuchten und den Blick auf eine entzückende Tropfsteinrinne mit arabischem Hufeisenbogen hinlenken, deren kleinste Flächen mit Arabesken in irisierenden Farben ausgefüllt sind.

Eine Hauptquelle des Reichturns bildete bald die Seidenindustrie, von der allein in Cordoba 130 000 Menschen gelebt haben sollen, während die gesamte Einwohnerzahl über 500 000 betrug. Heute sind die großartigen Bewässerungsanlagen verfallen, die Maulbeerbäume verschwunden, und

die einst von den Dichtern gepriesene Campiña gleicht einer Steppe. Nur die maurische Herstellung der kunstvollen Tapeten aus „Korduan“, einem feinen Ziegenleder, hat die Herrschaft der Mauren lange überdauert. Toledo war Hauptplatz der Waffenfabrikation. Die „Toledaner Klingen“ galten in ganz Europa als Wunderwerke. Das von den Arabern eingeführte und durch ernste Wahlzucht hochgezüchtete andalusische Pferd trug das edle arabische Blut in die Marställe des französischen und deutschen Hochadels, und vornehme Damen zogen den berberisch-andalusischen Zelter, der sie in wiegendem Pasßgang sanft dahintrug, dem plumpen, schütternden Kaltblüter ihres Landes weit vor.

Auch für das Geistesleben Europas galt Spanien bald als Wunderland. Unheimlich erschien den anderen Völkern die Gelehrsamkeit, die auf den maurischen Hochschulen zu Cordoba und Toledo blühte, wo maurische Ärzte die Physik und Medizin der Griechen weiterbildeten, die Arzneimittellehre zur Wissenschaft erhoben, die „ägyptische Kunst“, „al Chemie“ genannt, von der Zusammensetzung der Urstoffe geheimnisvoll pfl egten und neben mancher abergläubischen Phantasterei wichtigste Entdeckungen, wie die Quecksilberlösungen, Herstellung des Weingeistes und anderes, der Welt schenkten, die „Verbindung und Vergleichung“ — arabisch „al gebr almukabalah“ — der Zahlen als „Algebra“ dem Abendlande



Cordoba.
Moschee, Kapelle
San Fernando.

zugänglich machten und anderes mehr. Daß sie aber auch die Gestirne beobachteten und durch Ibn Roschd Averroes die Kugelgestalt der Erde zu lehren wagten, konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, und so ist es kein Wunder, wenn der Mönch Casarius von Heisterbach junge Ritter aus Schwaben scharf tadelt, weil sie in Spanien die „schwarze“, das heißt teuflische Magie studiert hätten.

Die schönsten Blüten trieb der Baum der arabischen Kultur in der Architektur und der Dichtkunst, und keine Verfolgungen, keine Umwälzungen haben bis heute ihre lebendigen Spuren im spanischen Volksleben auslöschen können.

Beide Künste werden, wie das gesamte tägliche, immer religiöse Leben des Arabers, durchaus von der Form, dem Ornamentalen beherrscht, im strengsten Gegensatz zum Vorwalten des konstruktiven Gedankens in der Baukunst und der Vorherrschaft einer tragenden Idee in der Dichtung des Abendlandes. Wie die „Arabeske“ und die gleich einem Palmenschaft aufstrebende, kaum tragend erscheinende dünne arabische Säule mit ihrem fein verzierten Bogen die charakteristischen Merkmale der maurischen Architektur, so sind Parabel und Märchen und das Sinngedicht der poetische Spiegel des geistigen Lebens. Beide unterstehen dem Rhythmus der Wiederholung und der Vielfarbigkeit, beide deuten, die eine in ihren Verschlingungen und dem ewigen Sich-

wiederfinden, die andere in der Wortmalerei des immer neu erscheinenden selben Themas, die nach innen gerichtete, in ein Entrückteir von der Umwelt sich verlierende Denkart des Arabers an.

Wer bis zu der sinnlosen Zerstörung der Bauten und Kunstschätze durch die Boischewisten an Spanien dachte, dem schwebten als Zauberverke der Alcazar von Sevilla und die Alhambra in Granada vor. Sie sind doch nur besonders prägnante Zeugen einer das ganze Land beherrschenden eigenartigen Baukunst, der Alcazar sogar nur ein im 14. Jahrhundert unter kastilischer Herrschaft entstandenes Werk maurischer Künstler, das schon den „mudejaren“, das heißt unter christlicher Herrschaft entstandenen Stil zeigt, dessen Beeinflussung durch die abendländische Gotik und Renaissance in höherem Maße der Palast der Herzöge von Infantado in Guadalcázar und das „Haus des Pilatus“ in Sevilla erkennen lassen. Der Höhepunkt der arabischen Baukunst bezeichnet der Patio de los Leones, der Löwenhof, in der Alhambra, der „Ausdruck der Sehnsucht des Wüstensohnes nach Kühle und Schatten“. Hier hat die Phantasie des Künstlers der Materie alles Schwere genommen, Flächen in geheimnisvolle Rätsel, Säulen in Zierat, Tragendes in Hängendes gewandelt und das Ganze durch Goldmosaiken, Marmor und Stuck in einen Traum von Farben getaucht. Und durch diese zauber-



Toledo.
Kloster San Juan, Kreuzgang.

hafte Schönkeit klingt dunkel die Kunde von der Tragödie des mozarabischen Adelsgeschlechts der Abencerragen, die im 15. Jahrhundert im Kriege der Königin Urraca und ihres Sohnes Boabdil gegen ihren Vetter auf deren Seite standen, während das ihnen feindliche Geschlecht der Zegrí die Sache des Königs vertrat. In der an den Löwenhof anschließenden Sala de los Nazarabes ist manches Bluttat verurteilt gesprochen, und schließlich ist das ganze Geschlecht wegen der sündigen Liebe ihres Hauptes zu der Gattin Boabdils in der nach ihm benannten Sala de los Abencerrajes erlödet worden. So mischen sich seitdem in der Baukunst wie im Leben des Arabers düstere und traumhaft weiche Klänge.

Alle Gebäude aber — denn die strengen Stilunterschiede des Abendlandes zwischen sakralem und Profanbau kennt der Maure nicht —, ob die Villen im Tal des Guadalquivir, ob Burgen oder Moscheen, beherrscht der im Überhalbkreis gebildete, aus Karo stammende „Hufeisenbogen“, der dem sonst nach außen abgeschlossenen, mit vergitterten Fenstern versehenen Hause den einladenden Ton der Gastfreundschaft verleiht.

In dieser Märchenwelt erwachsen die farbige Pracht der Feste und Tänze, die dem spanischen Leben einen so wunderbaren Reiz verleihen, und die Anmut seiner süßen und zugleich witzigen Volkspoesie.

Wir können uns kaum eine Vorstellung davon machen, in welchem Ausmaße Poesie und Tanz, die hier innig zusammenhängen, den Inhalt des Lebens bildeten, von hoch und niedrig gepflegt wurden. Sind doch sogar Staatsreden der Kalifen in Versen abgefaßt worden, und Al Motamid, Herrscher von Sevilla, in seinen Handlungen oft von grausamer Rachsucht, der die Schädel seiner Feinde als Schalen benutzte, war zugleich einer der feinsten und empfindsamsten Poeten seines Volkes.

Den Vorrang behauptete durchaus die Lyrik, die, von sanfter Melancholie durchwärmt, in phantastisch weichen Formen, nicht selten in sprachliche Spielerei ausartend, die Rätsel des Lebens, mehr noch des Herzens, liebevoll durchforscht. An sie erinnert das zarte Blumenlied, das die Burtschen in Arenas singen:

„Deine Decken sind aus Veilchen,
Deine Pfühle von Jasmin,
Weiße Lilien deine Kissen,
Und du, Rose, ruhst darin.“

Diese Volksgefänge, „Coplas“ genannt, spiegeln alle Regungen der spanischen Seele wider und zeigen ebenso wie die zahlreichen Sprichwörter den Einfluß witziger, aber auch spielerischer orientalischer Weisheit. So sagt der Kastilier

Toledo.
Blick durch das Brückentor
der Alcantarabrücke.



statt „Schweigen ist Gold“ etwa: „In einem geschlossenen Mund kommen keine Fliegen“, oder er vergleicht die Ehe einer belagerten Festung; denn „die von drinnen wollen heraus, die von draußen herein“.

Eng verbunden sind diese Gesänge mit den Volkstänzen der Spanier. Diese haben mit unseren Gesellschaftstänzen gar nichts gemein. Sie werden nicht zu zweien getanzt, sondern die Tänzerinnen oder Tänzer, allein oder in Gruppen, sind gleichsam symbolische Darsteller der Sehnsucht nach Erholung und Entspannung oder der Liebestrauer und -freude, die die Herzen der Zuschauer bewegen. Sie bedeuten oft, echt orientalisches, geradezu kultische Handlungen.

Der typische spanische Volkstanz ist die aragonische „Jota“. Als im 15. Jahrhundert der arabische Dichter und Musiker Aben Jof aus Valencia nach Catalayud fliehen mußte, erfand er dort für seine Gedichte Melodie und Tanz, die heute unter seinem Namen als „Jotas“ fortleben und durch den großen Geiger Pablo de Sarasate aus Pamplona sich als „spanische Tänze“ die Konzertsäle Europas erobert haben. Als Ausdruck heiß pulstenden Blutes, dem „die Freude nicht Platz genug hat im Körper“, wird die Jota von wirrigen, oft derb spottenden Coplas begleitet, wie etwa der Mann neckt:

„Zierliche, reizende Frau
Gleicht einem Festgeschenk.

Besser ist klein und schlau!
Große sind ungelent“

oder das Mädchen klagt:

„Warum muß meine Mutter rügen?
Sie wünscht, daß ich nicht rauch,
Und sagt, mir könnt' vollauf genügen
Der Rauch des Herdes auch.“

Ganz Würde und Anmut sind dagegen die Tänze der Andalusier, die „Madrileña“, getanzt mit weißer Mantilla und hellem Fächer, und vor allem die „Mutter aller andalusischen Tänze“, die Malagueña antigua. Auch sie ist arabischen Ursprungs, und die ganze Schwermut und Sehnsucht dieses im Grunde heimatlos gebliebenen Volkes erfüllt sie. Wie ein Klang aus „Tausendundeiner Nacht“ tönt ihre Weise:

„Hab zwei Küsse in der Seele;
Immer muß ich an sie denken:
Lezten Kuß von meiner Mutter,
Deines ersten selig Schenken!“

So schillert und klingt in Farben und Musik die längst versunkene arabische Kultur lebendig im spanischen Volke weiter, ein nicht fortzudenkender Bestandteil der trotz aller rassistischen Mischung so durchaus einmaligen und scharf ausgeprägten spanischen Seele.

Die früheren Männer.

Zur Wiederkehr des Todestages von Eduard Blas am 29. Mai.

Als Sohn eines Fabrikanten wurde Eduard Blas am 16. Juli 1837 zu Elberfeld geboren. In seinem fünften Lebensjahr verlegten seine Eltern ihren Wohnsitz nach Osnabrück. Hier, in diesem Landstädtchen mit 12 000 Einwohnern, verlebte er seine Schulzeit, um dann im Jahre 1854 nach Hannover überzusiedeln zum Besuche des Polytechnikums. Nach vollendetem Studium übernahm Blas zunächst auf Empfehlung seines Lehrers Rühlmann die Umwandlung einer bestehenden Wassermühle in eine Dampfmühle in der Nähe von Osnabrück. 1859 ging er nach England, wo er in großen Maschinenfabriken in Glasgow, Kirkaldy (Schottland), Birkenhead und Newcastle arbeitete und sich viele Freunde erwarb. Den Abschluß seines englischen Aufenthaltes bildete der Besuch der großen Weltausstellung in London 1862. Als er nach Deutschland zurückkehrte, nahm er eine Direktorstelle bei der Baroper Maschinenfabrik an, die er von Grund auf reorganisierte. 1868 ging er in gleicher Eigenschaft zur Essener Maschinenfabrik, der späteren Union in Essen. Im nächsten Jahre berief ihn der Industrielle Dr. Stroussberg zum Leiter der Dortmunder Hütte, und nun begann für Blas der glänzendste und hoffnungsreichste Abschnitt seines Lebens, freilich nur kurz und ohne daß die Hoffnungen sich erfüllt hätten.

Als die Dortmunder Hütte von der Firma Arndt & Co. in den Besitz von Stroussberg überging, bestand sie im wesentlichen nur aus einem ziemlich veralteten Puddel- und Walzwerk für die Herstellung von Form- und Handelseisen. Der Vorgänger von Blas, Denis Besz, hatte inzwischen schon ein neues Puddelwerk und eine Räderfabrik gebaut. Aber die Pläne von Blas gingen viel weiter. Er plante eine Anlage von einer Ausdehnung und Mannigfaltigkeit, wie sie in Deutschland bis dahin nicht bekannt war, sollte sie doch ein Hochofenwerk, Bessemerstahl-, Hammer- und Walzwerke, eine Bandagen- und Achsenfabrik und endlich Brücken- und Hochbauwerkstätten umfassen. Mit weitgehenden Vollmachten seines Auftragebers ausgestattet, war Blas der richtige Mann, um einen solch gigantischen Plan in die Tat umzusetzen. Er schreckte vor keiner Schwierigkeit zurück.

Mitten in der Arbeit nahte das Verhängnis. Der Ausbruch des Krieges im Jahre 1870 und die starken Verpflichtungen, die Stroussberg allenthalben eingegangen war, hinderten Blas, das große Werk zu Ende und zu Ergebnissen zu führen. Er mußte die Inbetriebsetzung der neuen Werke seinen Nachfolgern überlassen.

Ein neues Betätigungsfeld fand er in Dülmen in Westfalen als Direktor der Eisenhütte „Prinz Rudolph“. Aber die dortigen engen Verhältnisse sagten ihm auf die Dauer nicht zu; er sehnte sich nach freier, unabhängiger Betätigung. Daher eröffnete er ein Zivilingenieurbüro und war fortan beratend tätig. 1884 siedelte er nach Essen über, wo das Blechwalzwerk

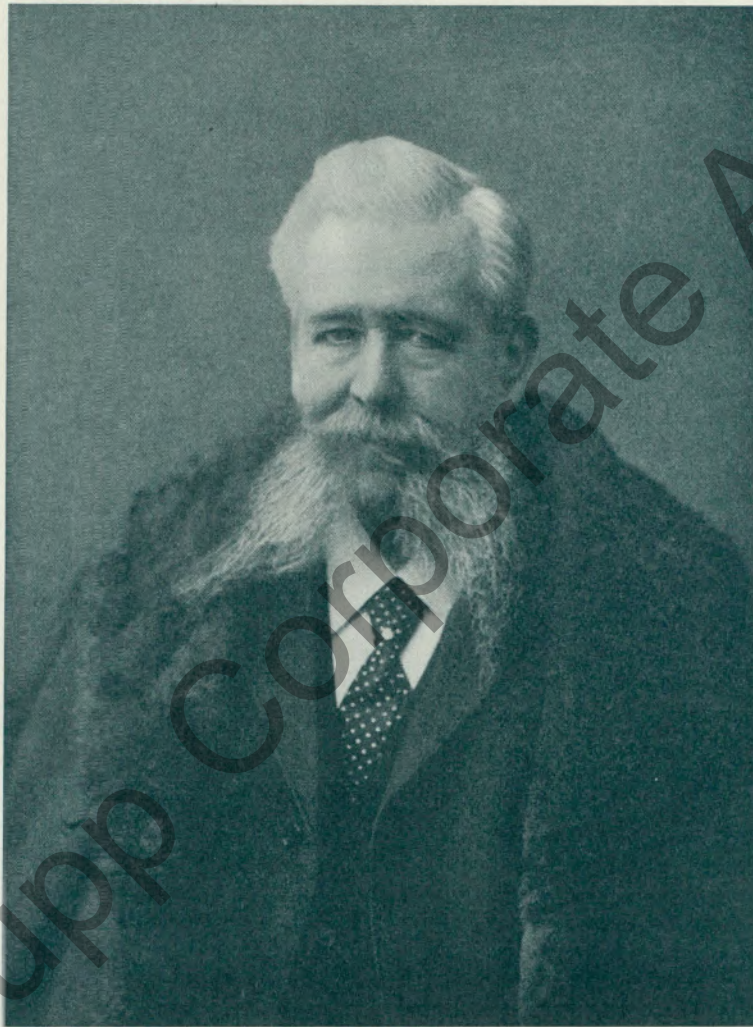
von Schulz-Knaudt der feste Anhalt für ihn war. Hier entwarf er ein neues Wellrohrwalzwerk, für das damals jedes brauchbare Vorbild fehlte. Ein Hauptarbeitsgebiet von Eduard Blas war die Wassergaserzeugung und -verwendung. Er hatte mit Adolf Knaudt auf einer Reise in England einen Wassergasofen gesehen, der aber nur mangelhaft arbeitete. Blas verbesserte den Ofen und brachte zur Steuerung der heißen Gase den von ihm erfundenen wassergekühlten Mischschieber an. Für die „Europäische Wassergas-A.-G.“ führte er viele Versuchsreihen durch, deren Ergebnisse er unter dem Titel „Berechnung der Flammentemperaturen“ veröffentlichte. Da für das Wassergas, damals ein neuer Brennstoff, Anwendungsgebiete gesucht und auch vielfach gefunden wurden, so pflegten Vertreter aller Industriezweige, nicht nur des Vaterlandes, sondern auch des europäischen Auslandes und Amerikas, sich bei Eduard Blas Rat und Unterweisung zu holen. Ein Freund nannte ihn daher mit Recht den „Altmeister des Wassergases“.

Nicht vergessen werden dürfen seine literarischen Arbeiten auf dem Gebiete des Walzwerkswesens. Zusammen mit Kollmann und R. M. Daelen führte er im Auftrage des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute Untersuchungen über die Bestimmung der Leistung von Walzenzugmaschinen und des Kraftverbrauchs von Walzwerken durch, die im Jahre 1881 veröffentlicht wurden. Diesen folgten in den nächsten Jahren noch einige grundlegende Aufsätze über die Theorie des Walzvorganges.

Seine Aufsätze waren immer kurz, aber klar. Ein Schriftsteller im eigentlichen Sinne war er nicht und wollte es auch nicht sein, ebensowenig wie ein Professor. Denn auch das hätte er werden können. Aber er lehnte die Berufung ab. Er wollte sich nicht dem Zwang unterwerfen, systematisch vorzutragen, nicht nur Neues, was ihn persönlich interessierte, sondern auch Altes und für ihn Abgetanes. Sein Streben galt neuen Erkenntnissen; er versuchte sie theoretisch zu erfassen und in die Praxis umzusetzen. Aber nicht, um Reichtümer zu erwerben, sondern um in Ruhe und Unabhängigkeit sich selbst zu leben. „Armut und Reichtum gib mir nicht, laß mich aber mein bescheidenes Teil dahin nehmen“, war ein Lieblingspruch von ihm.

Das ist in Umrissen das Leben von Eduard Blas, das am 29. Mai 1906 durch einen sanften Tod seinen Abschluß fand. Ein aufrechter, lauterer Mensch, ein geistvoller Ingenieur, der reich an originellen Gedanken war, ging mit ihm dahin. Er wußte immer Rat, und mit Recht sagte einmal sein Freund Adolf Knaudt von ihm: „Wenn keiner unter uns mehr weiterkann, dann lasse ich Blas kommen, der weiß gleich ein halbes Duzend Lösungen, und von diesen sind mindestens vier zu gebrauchen.“

Schrifttum: Zum Andenken an Zivilingenieur Eduard Blas. Gütersloh 1906; Nachruf in Stahl u. Eisen 26 (1906) S. 773/74.



Die Kundschau

Monatliche Auslese besonders bemerkenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.



Der Händedruck.

Lichtbild: Künstl.

„Ich sprach mit Adolf Hitler.“

Koralle, Berlin.

Ward Price, englischer Journalist, in „Daily Mail“ am 21. September 1936:

„England ist noch nicht aufgewacht zu der Erkenntnis dessen, was in Deutschland vor sich geht. Vor 150 Jahren veränderte die Französische Revolution die Geschichte Europas. Heute werden sie von Hitler verändert. Er hat der Zivilisation einen neuen Weg gewiesen. Nationen, die sich an die alten Methoden klammern, werden zurückbleiben.“

Das Ziel des einzelnen Engländer ist persönlicher Erfolg, das der Nationalsozialisten Dienst am Vaterland. Die Führung ist es, die die deutsche Seele verändert und die menschlichen Motive auf ein höheres Niveau gebracht hat. Die persönliche Inspiration Hitlers hat das bewirkt. Ihre Wirkung ist ungeheuer. Gewaltige Macht, sowohl im militärischen als auch im moralischen Sinne, wird in dieser Nation lebendig, die nach dem Programm des Führers verwandelt worden ist.

Das moderne Deutschland ist ein neues Fundament in Europa. Die Grenzen seiner Macht und seiner Leistung sind unübersehbar. Es ist der größte Faktor, mit dem eine britische Regierung jemals hat rechnen müssen.“

Bernon McKenzie, amerikanischer Professor, in „Völkischen Beobachter“, 20. August 1934:

„Wohl am meisten bin ich bei meinem augenblicklichen Besuch davon

beeindruckt, welche überaus ehrliche Begeisterung Herrn Hitler vom frühen Morgen bis nach Mitternacht von den Tausenden vor der Reichskanzlei versammelten Deutschen entgegenschlug. Die Menschenmenge zeigte wirkliche Verehrung für den Führer; das beweist mir, daß er heute weit mehr ist als ein Parteiführer.“

Im Jahre 1932 war er so augenscheinlich ein Parteiführer, daß man wohl seine politischen Fähigkeiten bewunderte, aber die staatsmännischen noch nicht erkennen konnte. Deutschlands Zukunft liegt ganz zweifellos bei Adolf Hitler. Wenn Deutschland volle Gleichberechtigung nicht nur in politischen Fragen, sondern auch in der Abrüstungsfrage verlangt, so erkläre ich frei und offen, daß dies Deutschlands volles Recht ist. Andere Völker haben zuerst den Versailler Vertrag gebrochen. Es würde zum Besten des Weltfriedens sein, wenn man Adolf Hitlers Abrüstungspolitik anerkennen würde.“

Louis Bertrand, französischer Historiker, in „Hitler“, 1936:

„Er macht den Eindruck eines entschlossenen Mannes, der gerade auf sein Ziel losgeht, ohne Furcht, ohne Zögern, eines sehr mutigen und sehr einfachen Mannes. Ich muß sagen, daß ich niemals einen solchen Begeisterungstaukel erlebt habe wie zum Reichsparteitag in Nürnberg. Ich frage mich, welcher Herrscher jemals so gefeiert, so verehrt, so geliebt

und so vergöttert worden ist wie dieser Mann im Braunhemd, der an der Spitze eines großen Erfolges, wie ein König, immer das einfachste Aussehen behält. Das ist wahrhaftig etwas anderes als Volkstümligkeit, das ist Religion. Wir waren da einige Franzosen, die das erlebten, mit zusammengekrampftem Herzen und dennoch überwältigt von der Schönheit dieser Demonstration."

Viscount Rothermere, englischer Politiker, in „Politiken“, 14. Juli 1933:

„Ich sehe in Hitler einen der größten Männer des Jahrhunderts. Er leistet gute Arbeit — nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze Welt. Er hat Deutschland eine neue Seele eingehaucht und ihm Glauben in die Zukunft und Vertrauen zur eigenen Kraft gegeben. Der übrigen Welt kann er als leuchtendes Beispiel dienen.

Das Entscheidende heutzutage ist, daß junge Männer an die Macht kommen, Menschen, die Ausdruck und Vertretung der Gedanken und Gefühle sind, die die Jugend beseelen. Es ist ein Unglück für Europa, daß es solange von alten Leuten regiert worden ist, von Männern, die fertig, müde und selbstzufrieden sind, außerstande, diejenige Kraft einzusetzen, die heute notwendig ist.“

Im „Daily Mail“, 13. Mai 1938:

„In England hört man oft, daß Adolf Hitler ein ‚Menschenfresser‘ sei. Nun möchte ich schildern, welchen günstigen Eindruck ich von the Chancellor habe. Von ihm geht ein Geist der guten Kameradschaft aus. Er ist einfach, ungekünstelt und offensichtlich ehrlich. Stellt man Adolf Hitler eine Frage, so gibt er einem sofort eine Antwort, voll von Informationen und gesundem Menschenverstand. Es gibt keinen Menschen, dessen Versprechungen in irgendwelchen wichtigen Dingen sich ehrlicher nennen könnten. Er glaubt, daß Deutschland eine göttliche Mission zu erfüllen hat, und daß das deutsche Volk dazu berufen ist, Europa vor den Plänen des Bolschewismus zu retten. Er hat große Achtung vor der Heiligkeit der Familie, der der Bolschewismus feindlich gesinnt ist.“

Be la Luri, ungarischer Prälat, in „Nemzeti Ujsag“, 13. August 1933:

„Außer der Begabung muß hier zweifellos ein stärkerer, tiefer als der Verstand in das Gefühlleben dringender Grund vorhanden sein, daß Vezér Hitler einen derartigen Eindruck auszuüben vermag, und zwar nicht nur auf die Massen, sondern auch auf die Einzelpersonlichkeiten, seien es alte, verdiente Generale, Staatsbeamte, Gelehrte, Sachmänner, oder diese Jugend, die ihre Freude, ihren Stolz darin findet, sich Hitler-Jugend nennen zu dürfen.

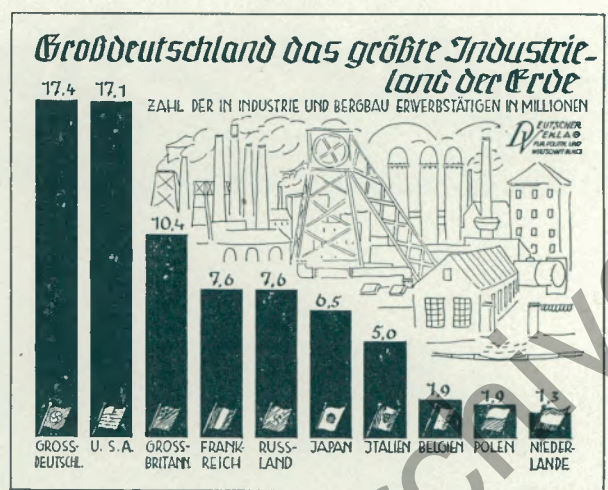
Hitler kam aus der Tiefe der Unterdrückten und verkörpert all das und die vielen, die nach dem Weltkrieg in der seelischen Welt der Gedemütigten lebten. Er hat es verstanden, auf die Fehler dieses Zeitalters und auf die Wunden der Verlassenen dieser traurigen Epoche hinzuweisen. Er bedurfte gar nicht künstlicher Mittel, rednerischer Kniffe, denn seine Stimme verriet, daß er alles, was er sagte, selbst erlebt hatte. Er stand in direkter Beziehung mit der Welt, die zu verbessern er sich vorgenommen hat.

Wie sehr ich auch bemüht bin, ein anderes Wort, eine andere Bezeichnung für das jetzt werdende Dritte Reich zu finden, gibt es kein trefflicheres als das „Reich Hitlers“. Das nationalsozialistische Deutschland ist eine Weltordnung, deren Sonne Hitler bildet. Um ihn bewegt sich alles. In ihm steckt die Anziehungskraft, welche das ganze Sonnensystem mit allen seinen Planeten zusammenfaßt und in Bewegung hält. Hitler ist die Lichtquelle dieses Reiches, aus ihm strahlt aber auch die Wärme, ohne die es kein Leben auf Erden gibt. Für alle Fälle ist es eine wunderbare Sache, eine wundervolle Welt, die man nicht begreifen kann und die wahrscheinlich auch von niemand begriffen wird, der außerhalb dieser Weltordnung steht und nicht den Glanz und die Wärme dieser Sonne empfunden hat.“

Nach dem Frieden von München.

Aus einem Aufsatz des amerikanischen politischen Publizisten Lawrence Dennis in „The American Mercury“, New York, Januar 1939.

Alle Kritiker des Münchener Abkommens mögen bedenken, daß sich dieser Vertrag, der von allen seit 1918 abgeschlossenen Verträgen am stärksten angegriffen worden ist, als der einzige in diesem Zeitraum abge-



Großdeutschland die größte Industriemacht der Erde.

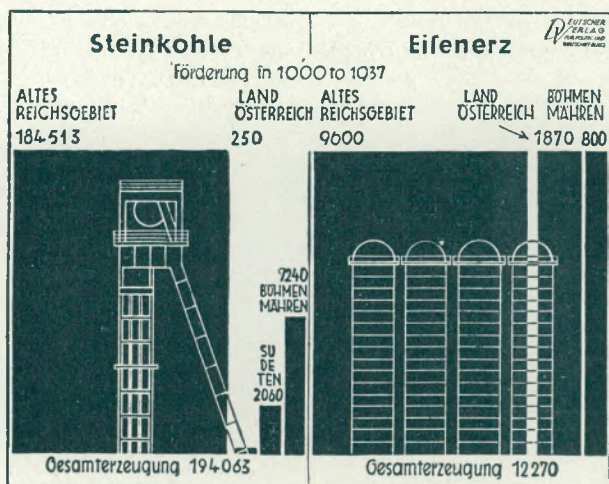
In Großdeutschland leben heute von der Gesamtbevölkerung 40 % von Industrie und Bergbau. Damit ist der prozentuale Anteil der Industriebevölkerung bereits etwas größer als in den Vereinigten Staaten und wird nur von Belgien und Großbritannien übertroffen. Absolut sind im großdeutschen Reichsgebiet heute 17 1/2 Millionen in Industrie und Bergbau tätig, gegen 17,1 Millionen in den Vereinigten Staaten und 10,4 Millionen in Großbritannien. Gewiß haben die Vereinigten Staaten die Möglichkeit, viel mehr Menschen in der Industrie zu beschäftigen und auch viel größere Rohstoffvorräte als das großdeutsche Volk, aber das System der Vereinigten Staaten will, daß heute noch über 10 Millionen Amerikaner erwerbslos sind. Das Bild gibt weiterhin einen Überblick über den Anteil der Landwirtschaft in den wichtigsten Staaten der Erde und läßt so erkennen, daß verhältnismäßig der Anteil der Landwirtschaft in Großdeutschland noch sehr groß ist, so daß das großdeutsche Volk in der Lage ist, neben der Versorgung mit Industriegütern auch die Ernährung sicherzustellen.

schlossene internationale Vertrag erwiesen hat, der einen Krieg verhütete. Der vielgepriesene Völkerbund, der Ständige Internationale Gerichtshof, der Kellogg-Pakt, sie alle haben buchstäblich nichts geleistet, um irgend-einen der vielen erklärten und nicht erklärten Kriege, die seit dem Versailler Vertrag geführt worden sind, zu verhindern, abzukürzen oder zu beenden. Und doch wird dies eine Abkommen, das den einzigartigen Ruhm trägt, einen größeren Krieg abgewendet zu haben, von Liberalen und Internationalisten fast der ganzen Welt schmählich angegriffen.

So unangenehm es auch sein mag, den Gedanken gelten zu lassen: Es muß anerkannt werden, daß Hitler, wenn man ihn einfach auf der Basis geschichtlicher Tatsachen analysiert, nicht nur das größte politische Genie seit Napoleon ist, sondern auch das am folgerichtigsten handelnde. Vor fünfzehn Jahren entwarf er einen Plan für das deutsche Schicksal und ließ ihn sogar in Buchform veröffentlichen. Während der letzten fünf Jahre hat er diesen Plan mit Erfolg und auf den Buchstaben genau durchgeführt. Und doch haben die Presse und die öffentliche Meinung in Amerika ihn ständig wie einen Verrückten behandelt. Während dieser fünf Jahre hat Hitler aber nicht einen einzigen ins Gewicht fallenden Fehler gemacht oder bei der Verwirklichung seiner Ziele einen ernstlichen Rückschlag erlitten. Er hat Deutschland aus einer besetzten und durch die Ketten der Friedensverträge gefesselten Nation zum Herrn von Europa gemacht. Er hat dem Deutschen Reich 12 Millionen Deutsche hinzugefügt, die beste Hilfsarmee der englisch-französischen Allianz liquidiert, Rußland aus dem europäischen Konzert der Nationen hinausmanövriert, Frankreich in die Stellung einer zweitrangigen Macht gedrängt, den britischen Löwen wie ein Käsechen schnurren lassen und der Arbeitslosigkeit in Deutschland ein Ende gemacht.

Hitlers Leistungen haben die Amerikaner verblüfft, weil sie die beliebte amerikanische Annahme von der Unzurechnungsfähigkeit der Diktatoren und der triumphierenden Vernunft der Demokratien über den Haufen warfen. Ein vernunftvolles politisches Genie, das erreicht, was es will, ist einem Volke unverständlich, das tief in dem irrationalen Rationalismus von Männern wie Woodrow Wilson und Franklin D. Roosevelt steckt, welche Dinge beginnen, die sie nicht zu Ende führen können.

Es ist klar, daß sich die Welt heute in vier Kraftfelder einteilen



Der Bergbau Großdeutschlands.

Die Steinkohlenproduktion betrug im Jahre 1938 im alten Reichsgebiet 186 Millionen Tonnen gegenüber 105 Millionen Tonnen im Jahre 1932. Durch den Anschluß von Österreich und der ehemaligen Tschechoslowakei dürfte sich die jährliche Erzeugung um 7,8 Millionen Tonnen nach dem bisherigen Stande erhöhen und damit also rund 194 Millionen Tonnen erreichen. Bedeutender ist der Zuwachs im Eisenerzbergbau. Hier betrug im Jahre 1937 die Gesamterzeugung im alten Reichsgebiet noch 9,6 Millionen Tonnen und dürfte sich nach dem Stand des Jahres 1937 in Österreich und Böhmen-Mähren sowie im Sudetengau, wo nur geringe Erzvorkommen sind, um etwa 2,7 Millionen Tonnen erhöhen. Also über ein Viertel. Im Jahre 1938 betrug die Eisenerzförderung im alten Reichsgebiet bereits 13,8 Millionen Tonnen, und auch die Erzeugung des Landes Österreich sowie der Tschechoslowakei dürfte noch bedeutend gesteigert werden können, so daß gegenüber 1937 im Jahre 1939 nahezu eine Verdoppelung der Eisenerzproduktion zu erwarten ist. Damit ist ein wichtiges Gebiet der Rohstoffversorgung wesentlich verbessert. Im übrigen Bergbau sind vor allem bei der Kupfererzeugung, Zink- und Bleierzeugung ungefähr gleich große Steigerungen wie bei der Eisenproduktion sowohl im alten Reichsgebiet wie in den neu hinzugekommenen Gebieten zu verzeichnen.

läßt: erstens die von den Vereinigten Staaten beherrschten beiden Amerika; zweitens das von Deutschland in enger Gemeinschaft mit Italien beherrschte europäische Festland; drittens den von Japan beherrschten Fernen Osten; viertens das Britische Imperium. Das sowohl militärisch als auch wirtschaftlich stärkste dieser Kraftfelder ist das von uns Amerikanern beherrschte, weil es, geographisch gesehen, am leichtesten zu verteidigen ist und, wirtschaftlich gesehen, am meisten in der Lage ist, sich selbst zu versorgen. Das deutsche Kraftfeld oder die neue Großraumwirtschaft, die sich aus Deutschland plus Mittel- und Osteuropa zusammensetzt, wird das nächststärkste sein, weil es am leichtesten zu verteidigen ist und sich wirtschaftlich ganz gut selbst versorgen kann. Das Britische Imperium ist das schwächste wegen der geographischen Zerstückelung und seiner leidigen Abhängigkeit vom internationalen Handel, von der internationalen Finanz, vom Kommissionshandel und von der Schifffahrt, und zwar sowohl bezüglich der Güterversorgung als auch bezüglich des Reineinkommens, das von Ausländern beigesteuert wird. Keine noch so starke britische Flotte kann das Imperium gegen einen gleichzeitigen Angriff Japans, Deutschlands und Italiens verteidigen. In dieser Weltlage besteht die einzig mögliche Politik für die Vereinigten Staaten darin, die Monroe-Doktrin aufrechtzuerhalten und sich ganz dem Fernen Osten und Europa abzuwenden. Wir brauchen die Weltherrschaft einer Nation wie Deutschland oder Japan nicht zu fürchten. Jede von ihnen würde ein Imperium, das sie vielleicht in den nächsten Jahren aufbauen könnte, zerstören, wenn sie versuchte, ihren Herrschaftsbereich gegen eine wirksame amerikanische Verteidigung auf unsere Halbkugel auszudehnen. Auf gleiche Weise würden wir ebenso sehr unsere Wirtschaft zugrunde richten, wenn wir versuchten, ein starkes Deutschland auf europäischen Schlachtfeldern zu vernichten oder 6000 Meilen von unserer westlichsten Grenze entfernt in einer Seeschlacht ein starkes Japan zu besiegen, wie es sich in wenigen Jahren nach der erfolgreichen Eroberung Chinas herausbilden mag.

IV/V/55

Grundkräfte des neuen Spaniens.

Von Karlheinz Bremer
in „Monatschrift für das deutsche Geistesleben“,
Heft 3, Hamburg 1939.

Aus Haß und Liebe, Morden und gläubigem Sterben, aus Leiden und Begeisterung, aus den Trümmern einer Epoche, dem Schutt vieler Städte und dem Blute von mehr als einer Million Spanier erhebt sich mitten im Kriege bereits die Gestalt eines neuen Spaniens. Es ruht in den Seelen, und auch in der politischen Wirklichkeit nimmt es schon Gestalt an. Spaniens Wesen ist leidenschaftlich und daher mit den Kategorien des vernünftigen Denkens nicht immer zu erfassen. Durch fremde politische Ideen und eine aufgeklärte Geistigkeit war es in seiner Seele selbst bedroht. Gegen die spanische Erschlaffung, die sich in der Herrschaft des „gesunden Menschenverstandes“ äußerte, rief Miguel de Unamuno, der bedeutendste spanische Denker unserer Zeit (gestorben Ende 1936) — geistig — zum Bürgerkrieg auf: „Es komme der Bürgerkrieg, ich fürchte ihn nicht. Es komme der Wahnsinn, denn wir sind übersatt an gesundem Menschenverstand.“ Schon ehe der Bürgerkrieg ausbrach, bestand sein Mythos, und junge, der Zukunft zugewandte Spanier formten bereits seine politische Idee.

Diesen politischen Ideen kommt entscheidende Bedeutung für die Neugestaltung Spaniens zu. Sie gaben dem Kämpfen erst den tieferen Sinn jenseits der politischen Selbstsuchte. Sie waren traditionalistisch und revolutionär, zusammengeschlossen einerseits in der „Spanischen Aktion“ und andererseits in der „Spanischen Phalanx“.

In der „Spanischen Aktion“ strömten die traditionalistischen und konservativen Kräfte Spaniens zusammen. Es handelt sich hierbei um eine Fortführung und Erneuerung des „Karlismus“ aus den Bürgerkriegen des letzten Jahrhunderts. Die Karlisten bekämpften jegliche Modernität und waren völlig von mittelalterlichem und gegenreformatorischem Glaubenseifer besetzt, der bis zur Verteidigung der Inquisition ging. Ihr Grundsatz blieb: Spanische Einheit auf den drei Grundpfeilern Gott, Vaterland, König. Konservative Theoretiker und traditionalistische Historiker richteten aus dem Erbe der Vergangenheit eine neue politische Idee auf, in der das Politische aufs engste mit dem Religiösen verbunden blieb — wie in der spanischen Theokratie des „goldenen Jahrhunderts“ unter Karl V. und Philipp II.

Während die traditionalistischen Requetés die Verschmelzung des Staatlichen und Kirchlichen, des Politischen und Religiösen erstreben, zeigen sich bei den Phalangisten modernere Grundsätze. Sie begriffen die Gefahren der klerikalen Herrschaft und versprachen daher in ihrem Programm, das ja inzwischen zum Staatsprogramm erhoben wurde: „Kirche und Staat werden ihre Befugnisse durch ein Konkordat regeln. Einnischung oder irgendeine Betätigung der Kirche, die der Ehre des Staates oder der nationalen Einheit widerstreitet, wird nicht geduldet.“

Gegenüber der Tradition der „Spanischen Aktion“ verkörpert die „Spanische Phalanx“ revolutionären Geist: Der Gedanke der nationalen Einheit und Größe sowie sozialistische Bestimmung stehen bei ihr im Vordergrund. Der Sohn des spanischen Diktators Primo de Rivera, José Antonio, gründete sie im Jahre 1933 als Kampftruppe gegen Marxismus, Kapitalismus, Internationalismus, Liberalismus, Separatismus, Reaktion, also gegen alle Übel und Dekadenzerscheinungen der sich auflösenden spanischen Republik. José Antonio erkannte trotz seiner Jugend weitblickend die Krankheit seines Vaterlandes. Er stand nicht im Banne alter Rezepte, sondern war offen für das neue Europa, blieb dabei jedoch stets „españolissimo“.

Am 29. Oktober 1933 verkündete er in Madrid die 27 Punkte der „Phalanx“, die zugleich konservativ und revolutionär sind. Es handelt sich darin nicht um Schlagworte und eines der üblichen Parteiprogramme, sondern um grundlegende Antworten auf die Fragen der Gemeinschaftsordnung, des Verhältnisses von Staat und Individuum, von Wirtschaft und Arbeit, Klassenkampf und Sozialismus. Es kündigt vor allem die notwendige Agrarreform an.

Seine Reden sind hinreißende Bekenntnisse zu Spanien. Sie sprechen in ihrer leidenschaftlichen und lyrischen Haltung zu dem Herzen des Volkes und hallen heute mit unverminderter Stärke im neuen Spanien nach, während José Antonio, der die Sonne so liebte und immer nach den

175

Esteren schaute, längst ermordet (20. November 1936) und mit dem Gesicht nach unten verscharrt wurde.

Das höchste Ziel der „Spanischen Phalang“ ist die Rettung der spanischen Einheit und der Volksgemeinschaft: Klassen und Staat sollten nun durch eine durchaus totalitäre politische Idee, durch den Nationalsozialismus, zu einer lebensfähigen und gerechten nationalen Einheit verschmolzen werden. Spanien gilt als „großes Syndikat von Schaffenden“, in dem neben dem „Recht auf Arbeit“ auch die „Pflicht zur Arbeit“ besteht. Die Syndikate, die den italienischen Korporationen entsprechen, werden eine staatlich geordnete Wirtschaft begründen, in der weder Platz ist für volkszerstörenden Klassenkampf noch für den übernationalen Kapitalismus. Neben Maßnahmen des Arbeiterschutzes wurde auch die Verstaatlichung von Banken und Kreditanstalten in Aussicht gestellt. Die echte soziale Bestimmung zeigt sich vor allem in den agrarpolitischen Programmpunkten.

Die „Phalang“ war bis zur Juli-erhebung des Jahres 1936 nur eine kleine und politisch einflusslose Partei. Sie verfügte über keinen einzigen Abgeordneten im Parlament. Aber in ihr war der Wille zur Macht beschlossen, aus dem der Zukunftswille des spanischen Staates an sich entstehen konnte. Die Requetés und die Anhänger der traditionalistischen-monarchistischen Bewegungen waren an Zahl, an Einfluß, an politischen Zellen (vor allem durch die Kirche), an sozialem Ansehen der „Phalang“ überlegen, denn in ihr sammelte sich vornehmlich die noch unbekannte Jugend Spaniens, die indessen Kompromisse ablehnte und die Führung für sich beanspruchte. Der letzte, 27. Punkt ihres Programms sprach es deutlich aus, nachdem die Grundsätze der „nationalen Revolution“ erläutert waren: „Wir wollen in diesem Kampf nur mit den Kräften siegen, die in unserer harten Zucht stehen. Wir werden sehr wenig paktieren, und in dem Endkampf um die Eroberung des Staates wird die oberste Führung die notwendigen Koalitionen bestimmen. Unser Anspruch auf Führung wird dabei stets gesichert sein.“

Als das Marokkoheer im Juli 1936 das Zeichen zur nationalen Erhebung gab, reichten sich sofort die Requetés und auch die Phalangisten in den nationalen Befreiungskampf ein, behielten aber ihre politischen Meinungen bei. Am 1. Oktober 1936 wurde vom militärischen Verteidigungsausschuß der fähigste General, Francisco Franco, zum „Caudillo“, das heißt zum obersten Führer, proklamiert. Damit hatte die nationale Revolution einen Führer erhalten, dem nun die Aufgabe zufiel, alle Kräfte einheitlich zum Neubau zusammenzuschweißen. In ihm erhielt Spanien seine höchste Institution, die erst jenen Neubau nach einem großen Plane ermöglichte. Der Caudillo ist die Zusammenfassung aller militärischen und politischen Kräfte Spaniens und „vor Gott und der Geschichte verantwortlich“. Allerdings besaß General Franco keine eigene politische Doktrin, doch erkannte er, daß nur in den nationalsozialistischen Ideen für Spanien eine zukunftsweisende politische Doktrin lag, und proklamierte daher das Programm der „Phalang“ als politische Grundlage des neuen Staates, während er gleichzeitig die Vereinigung von Requetés und Phalangisten zur alleinigen spanischen Partei anordnete. So entstand die „traditionalistische Spanische Phalang“, deren Führer Franco selbst ist.

Das Heer mit dem Caudillo, die nationalsozialistische Partei und ihre Jugend bedeuten somit die soliden Grundpfeiler des nationalen Spaniens und seiner Zukunft. Sie alle sind geweiht durch das Blut der gefallenen Kameraden, sie alle befeelt der religiöse und nationale Frontgeist.

Die Partei schuf aus ihrem revolutionären Geiste schon während des Krieges einige neue Institutionen, denen auch in der Zukunft große Bedeutung zukommen wird: das soziale Hilfswerk (Auxilio social), das mit bewundernswerter Energie kämpft, schon im Bürgerkrieg die zahllosen sozialen Wunden zu verbinden und zu heilen. Nach dem deutschen Vorbild der NSV. und des BSW. organisiert, verwirklicht es bereits in seinen Grenzen die tätige soziale Volksgemeinschaft, die keine Unterschiede kennt zwischen Rot und Blau. Kinder Speisehäuser, Volksküchen, Erholungsheime usw. entstehen zu Tausenden, und das ganze Volk erfährt schon

zwangweise die notwendige soziale Erziehung (gerade die oberen Klassen haben unendlich viel in dieser Hinsicht noch zu lernen!) durch den allwöchentlichen Eintopfstag (Donnerstag) und den nachtschlaflosen Montag. So setzt sich die Revolution in kleinen und doch wesentlichen Formen durch. Die Partei führte ihrerseits auch die soziale Dienstpflicht für Frauen (Servicio social) von sechsmonatiger Dauer und eine Vorstufe zum allgemeinen Arbeitsdienst ein, der vor allem für die so bitter notwendige Aufzucht Spaniens eingesetzt werden soll. Aus diesen Parteiämtern sind schon Staatseinrichtungen geworden: das erhellt am deutlichsten die Führungsrolle der Partei. Ihre politischen Führergremien wurden gleichermaßen die politischen Organe des neuen spanischen Staates: die „Junta Política“ und der Nationalrat, der etwa dem Großen Faschistischen Rat in Italien entspricht (12 bzw. 25 bis 50 Mitglieder). An der Spitze steht allein der Caudillo, der die Mitglieder beider Körperschaften ernannt. Dabei berücksichtigt er ziemlich paritätisch die verschiedenen Tendenzen der nationalen Bewegung. Das Offizierkorps bildet das ausgleichende und stabilisierende Element innerhalb der noch nicht ganz organisch verschmolzenen Einheitspartei, denn alle Offiziere sind kraft ihres Amtes Parteimitglieder. Dadurch wurde der Vereinheitlichungsprozeß unbedingte gefördert und die Ausscheidung



Die Wirtschaft Spaniens.

Das Ende des Bürgerkrieges stellt die nationale Regierung Spaniens auf wirtschaftlichem Gebiete vor gewaltige Aufgaben. Es gilt nicht nur den Wiederaufbau im engeren Sinne durchzuführen, und die zerstörten Fabriken, Verkehrsanlagen usw. wieder aufzubauen, sondern der Kriegswirtschaftliche Raubbau und die großen Verluste an Nationalvermögen müssen wieder ausgeglichen werden. Auch die spanische Nationalregierung wird anstreben, in stärkerem Umfange eine Selbstversorgung des Volkes mit Rohstoffen zu erreichen und deshalb ist in diesem Bilde wieder einmal gezeigt, welche reichen Bodenschätze Nationalspanien zur Verfügung stehen. Angebaut werden hauptsächlich Getreide, vor allem Weizen und Gerste, Kartoffeln und Zuckerrüben, Wein, Südfrüchte und Oliven. Von den Bodenschätzen finden sich an der Nordküste Eisen, Blei, Zink und Kohle, daneben wird am Rio Tinto Kupfer und bei Almaden Quecksilber, ferner bei Cartagena sowie in Spanisch-Marokko Eisen- und Manganerz gefördert. Aus Mangel an Kohle wurden die Erze bisher nur in beschränktem Umfange verhüttet, sondern überwiegend roh exportiert. Die Industrialisierung ist erst durch die Erfordernisse der Kriegswirtschaft ausgebaut worden und es ist eine wichtige Aufgabe, nunmehr die Industrialisierung auf den normalen Verbrauch des spanischen Volkes umzustellen.

von extremistischen Formen erleichtert.

Die einheitliche Staatspartei ermöglichte schon die Durchführung wichtiger Aufbau- und Erziehungsmaßnahmen. Sie muß aber in sozialer und völkischer Hinsicht noch viel weiter gehen, denn Spanien hat große Gemeinschaftsaufgaben zu lösen, wenn es die Zukunft meistern will. Diese Aufgaben liegen in der Erschließung Spaniens, das von Natur ein mit Reichtum gesegnetes Land ist (Erze, Rohstoffe, Ackerland). Die Lösung der vordringlichen Agrarfrage erfordert gewaltige Gemeinschaftsarbeiten, wie besonders die Errichtung von umfangreichen Bewässerungsanlagen und die Aufforstung. Das alles ist die Voraussetzung der Erneuerung — und erst dann kann Spanien wieder Größe und Wohlstand wie zur Westgotenzeit, in der es über 65 Millionen Einwohner zählte, erreichen. Die Partei versucht es heute dem Volk einzuhämmern, daß nicht, wie bisher der Kastilianer glaubte, die Arbeit ein „Castigo“, eine Strafe Gottes ist, sondern als „Servicio“, als Dienst und Verpflichtung betrachtet werden muß. Muß . . . ! Das ist die wahre Revolution!



Lichtbild: Deutsche Eisenwerke AG., Schalke.

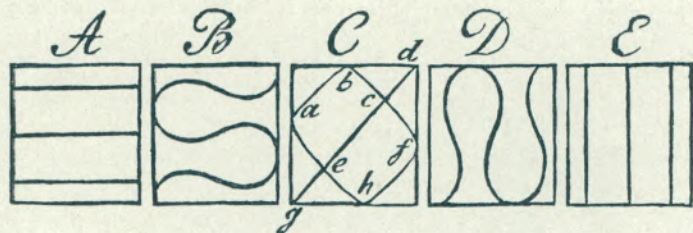
Hochofenwerk des Schalker Gruben- und Hüttenvereins, Selsenkirchen.

Nach dem Gemälde von W. Schreiner, 1888.

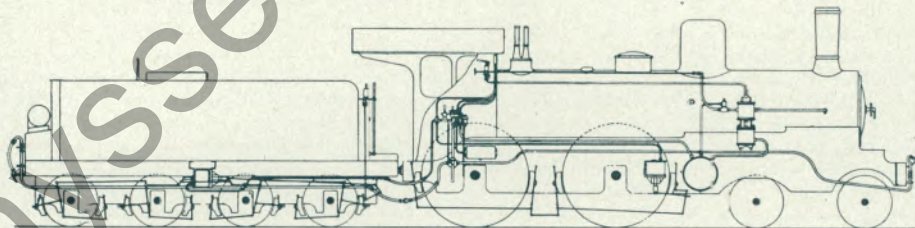
17. 4. 1838 starb Friedrich Grillo. Er wurde im Jahre 1825 in Essen geboren und übernahm im Alter von 23 Jahren die Eisenwarenhandlung seines Vaters. 1871 verkaufte er dieses Geschäft, nachdem er schon längst sein Hauptinteresse der Bergwerks- und Hüttenindustrie zugewandt hatte. Er war der Schöpfer einer ganzen Reihe von Industrieunternehmungen, deren Einfluß im rheinisch-westfälischen Industriegebiet ausschlaggebend wurde. Eine außerordentliche Schaffenskraft entfaltete er namentlich bei den großen Anlagen in und um Schalke. Hier ist vor allem seine Hauptgründung, der Schalker Gruben- und Hütten-Verein, zu nennen, der im Jahre 1872 ins Leben gerufen wurde. Bis zu seinem Tode gehörte Grillo dem Aufsichtsrat bzw. dem Grubenvorstand des Unternehmens an.

Technische Gedenkttage.

3. 4. 1827 starb in Breslau Friedrich Chladni. Ursprünglich von seinem Vater zum Juristen bestimmt, wandte er sich nach dessen Tode der Physik und besonders der Akustik zu. Seine Erfolge auf diesem Gebiete sind so groß gewesen, daß man ihn wohl als den Begründer der experimentellen Akustik ansprechen darf. Lichtenbergs elektrische Staufiguren waren die Veranlassung zu Chladnis Entdeckung der Klangfiguren, die durch die Schwingungen einer Scheibe hervorgerufen wurden (siehe nebenstehende Abb.). Durch diese Entdeckung wurde sein Name allgemein bekannt. Da er ohne Vermögen und ohne amtliche Stellung war, mußte er sich durch Vortagsreisen seinen Unterhalt verdienen. In Deutschland, Frankreich und Italien führte er seine von ihm erfundenen Instrumente vor.



Aus J. B. Biot: Lehrb. d. Experimental-Physik. 3. Aufl., 2. Bd. Leipzig 1824.



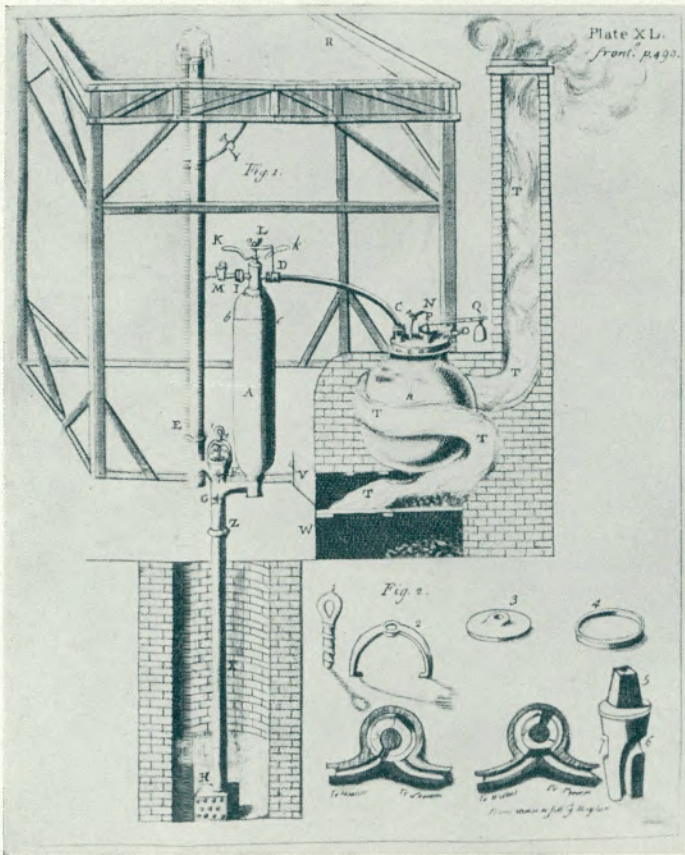
Gesamtanordnung der Knorr-Bremse.

(Aus „Das deutsche Eisenbahnwesen der Gegenwart“, Bd. 1. Berlin 1915.)

15. 4. 1911 starb der Ingenieur Georg Knorr. Als Techniker bei der Eisenbahnverwaltung in Krefeld wurde er mit Carpenter, einem

geborenen Amerikaner, der jedoch schon seit langer Zeit in Deutschland wohnte, dem Erfinder einer nach ihm benannten Bremse für Eisenbahntwagen, bekannt und trat im Jahre 1884 in dessen Firma ein. 1893 übernahm Knorr das Carpentersche Unternehmen in eigenen Besitz, und ihm gelang es, die Einkammerbremse zu verbessern, die bald nach 1900 Eingang auf den deutschen Bahnen fand. Auch gelang Knorr die Konstruktion einer Güterzugbremse, die zur Sicherheit des Eisenbahnverkehrs außerordentlich viel beigetragen hat. Endlich hat Knorr noch einen Preßluftsandstreuer erfunden. Er war ein ungewöhnlich begabter Ingenieur und war nicht nur in seinem Vater-

lande, sondern auch im Auslande durch die Erzeugnisse seiner Firma bekannt.



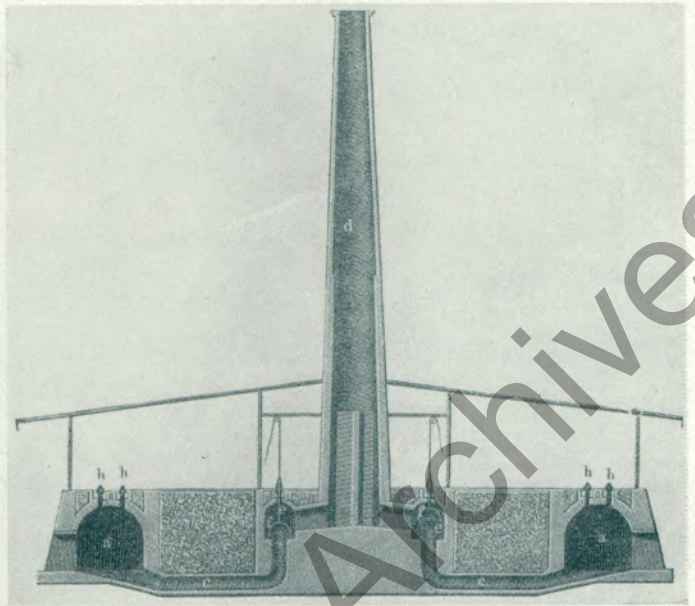
Saverys Feuer-Maschine, 1717.
Aus Trans. Newcomen Society 16 (1935/36), Taf. 5.

15. 5. 1715 starb in Westminster Thomas Savery. Er war Militär-Ingenieur und nahm im Jahre 1696 sein erstes Patent zur Verbesserung des Schleif- und Poliervorganges von Glas und Marmor. Weitere Erfindungen von ihm sind ein neues Schiffsruder, eine Aufzugsvorrichtung zum Transport schwerer Geschütze und eine Einrichtung zum schnellen Laden und Abfeuern von Schiffsgeschützen. Sein Name ist unsterblich geworden durch seine Pionierarbeit an der Dampfmaschine. Im Jahre 1696 erhielt er ein Patent auf seine Wasserhaltungsmaschine. Wenn diese Maschine auch noch keine großen Leistungen vollbrachte, so stellte sie doch immerhin den ersten Schritt auf dem Wege zu einer wirklichen Kraftmaschine dar, die dann allerdings durch Newcomen wesentlich verbessert wurde. Savery benutzte auch als erster den Ausdruck „Pferdestärke“ als Maß der Arbeitsleistung.



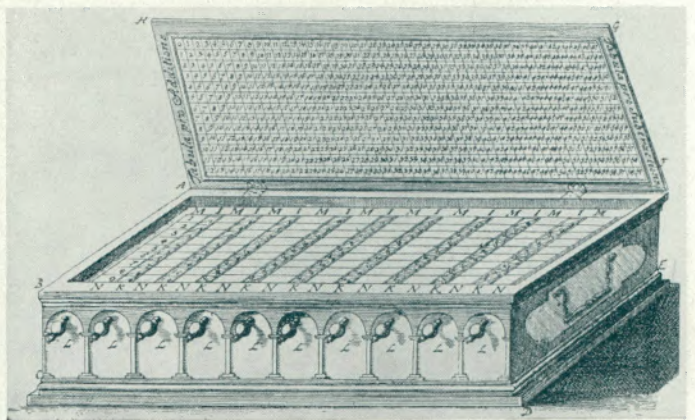
Absorptionsturm von Gay-Lussac.
Aus Friedr. Knapp: Lehrb. d. chem. Technologie.
3. Aufl. 1. Bd., S. 322. Braunschweig 1866.

9. 5. 1830 starb in Paris Louis Joseph Gay-Lussac. Er studierte an der Pariser Ecole Polytechnique und wurde dort selbst 1809 Professor der Chemie. Ein Jahr vorher war er schon zum Professor der Physik an der Sorbonne ernannt worden. Das Ausdehnungs- und Spannungsgesetz, das seinen Namen trägt, fand er bereits im Jahre 1802. In der chemischen Technik ist heute noch sein Name geläufig in Verbindung mit der Schwefelsäureherstellung. Gay-Lussac hatte nämlich beobachtet, daß die salpetrigen Dämpfe von Schwefelsäure einer gewissen Stärke aufgelöst und durch Waschen der Gase mittels solcher Säure größtenteils wiedergewonnen werden können. Er baute deshalb einen Apparat, in dem die absorbierende Flüssigkeit in fein verteiltem Zustande auf das entgegenströmende Gas wirkte. Um diese feine Verteilung zu erreichen, verwandte er einen Zylinder von etwa 1,50 m Weite und 10 m Höhe, den er mit Koks füllte (siehe nebenstehende Abb.).



Ringofen von Hoffmann und Licht.
Aus Karmarsch' und Hoerens Techn. Wörterbuch, S. 342, 9. Bd. Prag 1888.

27. 5. 1858 erhielten Friedrich S. Hoffmann und A. Licht ein preussisches Patent auf den Ringofen zur ununterbrochenen Herstellung von Ziegelsteinen. Hoffmann kam aus dem Baufach, widmete sich aber vom Jahre 1857 an vollständig der keramischen Industrie. Er setzte in zäher Pionierarbeit seinen Ofen durch, und er gehört deshalb zu den Männern, die die keramische Industrie im 19. Jahrhundert einen großen Schritt vorwärtsgebracht haben. Zusammen mit Lürschmiedt gab er seit 1868 die „Deutsche Töpfer- und Ziegler-Zeitung“ heraus und gründete im Jahre 1865 den „Deutschen Verein für Fabrikation von Ziegeln, Tonwaren, Kalk und Zement“. Er veranlaßte unter anderem auch die Gründung der königlichen Prüfungs-Anstalt für Baumaterialien an der Berliner Gewerbe-Akademie. Schließlich befaß er noch einige keramische Werke in Schlessien, in Pommern und am Harz, die er als erfolgreicher Industrieller zu hoher Blüte brachte.



Kaspar Schotts Rechenkästchen.
Aus „Beiträge z. Geschichte von Technik u. Industrie“ 16 (1926), S. 249.

22. 5. 1666 starb Kaspar Schott zu Würzburg, der uns eine der frühesten Rechenmaschinen geschenkt hat. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts waren durch den Schotten Napier die Rechenstäbchen geschaffen worden, die ein wertvolles Hilfsmittel für das mechanische Rechnen darstellten. Schott erkannte nun die Nachteile dieser losen Rechenstäbchen, die beim Rechnen leicht durcheinanderschießen, und er verwandte daher zylindrische Stäbchen, auf denen er die Vielfachen der Zahlen 0 bis 9 verzeichnete. Diese Stäbchen legte er nun in einen Kasten nebeneinander. Durch äußere Knöpfchen konnte er die Stäbchen bewegen, so daß alle Vielfachen einer Zahl zum Vorschein gebracht werden konnten. Schott konnte allerdings mit Hilfe dieser Einrichtung nur Multiplikationen und Divisionen ausführen. Die Hilfstabellen für Additionen und Subtraktionen befanden sich im Deckel des Kästchens.

Der Nussknocker

Wortteilversteck / Spruchrätsel.

Den unvollständigen Wörtern sollen an Stelle der einzelnen Punkte die entsprechenden fehlenden Buchstaben eingesezt werden, damit man die in Frage kommenden Begriffe richtig lesen kann, wozu die nachstehend angeführten Silben Verwendung finden sollen. Bei richtiger Lösung der einzelnen Begriffe kann man, wenn man die einzelnen Buchstaben, die auf die Punkte entfallen, laufend im Zusammenhang und in der Reihenfolge abliest, einen Ausspruch von Friedrich Ludwig Jahn lesen.

- | | |
|--------------------------------|--------------------------|
| Band . . . se . . . | . . . tan |
|sgemeinschaft | . . . ic . flamme |
| . . . mpfma . chine | . . . zwätsche |
| . . . se . erz | E . de |
| . . . arme . usgleic . g . ube | . . . lume . messer |
| . . . f . en | W . . sblech |
| tum | U . . fallo . rsicherung |
| S per | . . . tterschlüssel |
| Gruben t | ven |
| . . . i . enbahn | instrument |
| wurm | t bog |
| . . . rkzeug . tahl | Boden |
| . . . ise . guß | . . . isenfbalt |
| Gruben er | |

Diese Wörter müssen aus folgenden Silben zusammengesetzt werden:
 aus - bahn - balt - band - be - be - ben - ben - blech - bo - bo - bü - che - cher - dampf - de - den - ei - ei - ei - ei - ei - er - erz - erz - es - fall - flam - ge - gen - gleich - gru - gru - gru - guß - in - lo - licht - licht - lu - ma - me - me - mein - men - ment - mes - meß - mut - ne - ner - per - rung - schaft - schaf - sche - schi - schlüs - sel - sen - sen - sen - sen - sen - ser - si - sit - stahl - stich - stru - stüm - tan - ter - ti - tum - un - ven - ver - vo - volks - volks - wä - wär - weiß - werf - wurm - zer - zeug.

E. A. J.

Rästchenrätsel.

	ehthal	
glich	istga	leswe
nnma	nnur	rnich
tsesg	unmö	will

Die Wortgruppen in den Kästchen ergeben, wenn sie richtig geordnet werden, ein Wort des Führers.

W. J.

Fröhlichkeit.

Große Becher reichen Ihn im Kreis herum. Nun sollst du ein Zeichen Von ihm stellen um.	Lustig dann im Kreise Sich die Paare drehn Nach des Lanzes Weise. Gleich wirst du es sehn.
---	---

Verkürzung.

- | |
|--|
| Hang — Zebu — Chef — Laubbaum, |
| Leig — Venn — Puß = Egoismus, |
| Kind — Lust — Kied = Großgewerbe, |
| Edam — Hirt — Alsch = Edelwild, |
| Leid — Ehre — Nute = Entengattung, |
| Plan — Defa — Nute = Projektion der Erdoberfläche, |
| Ober — Nest — Bein = fossiles Harz, |
| Here — Kurt — Lion = Urteilsvollstreckung, |
| Brei — Wein — Asen = Küchengerät, |
| Glas — Dina — Lorf = Schaufenster. |

Jedes Wort ist durch Abstrich eines Buchstabens zu verkürzen. Die dann verbleibenden Wortreste jeder Zeile ziehe man zusammen, daß Wörter der angegebenen Bedeutungen entstehen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen im Zusammenhang eine deutsche Universitätsstadt.

W. J.

Rösselsprung.

ein	stand	ne	eins	men	welt	ler	kauf	der
dei	auf	je	der	bist	ver	o	ist	sein
der	pflicht	tu	blu	ob	ziehst	magst	tisch	mann
hab	ob	streun	lem	sei	auch	gib	horn	gut
ten	beet	das	du		pin	auf	tut	es
rühst	acht	faa	sel	sit	ne	nicht	wenn	bla
der	sturm	ob	mann	was	treu	ob	fühst	im
weht	mel	see	der	du	die	du	sen	ham
fähst	auf	um	trom	der	o	mer	beer	ob

E. A. J.

*

Lösungen aus dem Märzheft.

Rösselsprung.

„Ich habe den Glauben, daß wir nicht geboren sind, um nur glücklich zu sein, sondern um unsere Pflicht zu tun, und wir wollen uns segnen, wenn wir wissen, wo unsere Pflicht ist!“
 Friedr. Nietzsche.

Kreuzzahlrätsel.

$$\begin{array}{r} 9 \times 5 = 45 \\ 18 : 2 = 9 \\ 8 + 1 = 9 \\ \underline{10 - 1 = 9} \\ 45 \quad 9 \quad 72 \end{array}$$

Bildereinselzugabe.

1. Messer.
2. Rätsel.
3. Pferd.
4. Skifahrer.
5. Gleis.
6. Stof.
7. Löffel.
8. Zange.
9. Unterseeboot.
10. Wassermühle.
11. Windmühle.
12. Eins.

Straßenbahn.

Lösung des Silbenrätsels aus dem Februarheft.

1. Arbitrage.
2. Niederlande.
3. Fehrbellin.
4. Alabama.
5. Normandie.
6. Irland.
7. Elektrizität.
8. Nansen.
9. Ilias.
10. Esquehanna.
11. Lataren.
12. Lektor.
13. Eruption.
14. Innung.
15. Chafsis.
16. Tetanus.

Anfangen ist leicht, Beharren ist Kunst.

*

Die Quelle.

Unser Aufsatz „... dann wird Prag ein Wunder“ von Friedrich Bodenreuth ist dem Buch des Verfassers „Alle Wasser Böhmens fließen nach Deutschland“ entnommen, das im Hans-von-Hugo-Verlag, Berlin, erschienen ist. Preis in Leinen gebunden 6,50 RM.

Die Botanisiertrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat
eingefangenen Spottvögel



Zukunftstraum
einer Schulklasse.

Zeichnung
von H. Kusch.

Ein kleiner Bub steht auf der Straße und heult zum Steinerweichen.
„Warum weinst du denn so, Kleiner?“ fragt freundlich ein älterer Herr.
„Unser Tyras ist heimgelaufen!“
„Heim? Ja, wo wohnst du denn?“
„Der Tyras hat's g'ruft!“ schluchzt der Kleine.

(Münchener Neueste Nachrichten.)

*

Helmbusch hatte schlecht geschlafen. Seine Laune war entsprechend.
So stülpte er den Hut über die Ohren und ging ohne den üblichen Abschiedskuß. Kaum war er zehn Schritte aus dem Haus, rief ihn seine Frau zurück: „Liebling, du hast etwas vergessen!“

„So?“ knurrte Helmbusch und dachte an den Kuß. „Was habe ich denn vergessen?“

Da antwortete sie sanft, und ihr Lächeln hätte einen Schneemann geschmolzen: „Du hast die Tür nicht zugeschmissen, Liebling!“

(Illustrierter Beobachter.)

Der Missionar war ein scharfer Gegner des Wunderglaubens. Ein Neger fragte ihn: „Aber wie ist es denn mit dem Durchzug der Hebräer durch das Rote Meer?“

„Das läßt sich leicht erklären“, erwiderte der Missionar. „Das Rote Meer war zugefroren, und die Hebräer konnten leicht die Eisfläche überschreiten. Ueber Nacht trat dann Lawetter ein, und die Ägypter brachen durch.“

„Aber südlich vom Äquator bildet sich doch gar kein Eis!“ protestierte der Neger.

„Der Einwand ist nicht stichhaltig“, sagte der Missionar, „zu jenen Zeiten gab es noch gar keinen Äquator.“

(Lise.)

*

Der Feldwebel inspiziert, und nichts entgeht ihm.

„Müller“, stöhnt er, „haben Sie sich heute morgen rasiert?“

„Zu Befehl, Herr Feldwebel!“

„Schön — dann treten Sie das nächste Mal näher ran an den Apparat!“

(Berliner Illustrierte.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortlicher Hauptschriftleiter W. Debus, Düsseldorf, i. V.: Erika Günther, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Reichsstraße 20.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31.

„Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Reichsstraße 20, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.